

LAUT / SCHRIFT

Ausgabe 21, Juli 2016

Die Studierendenzeitschrift der Universität Regensburg



HELDEN

REWAG.
Wir versorgen die Region.
Mit Zukunft. Mit Sicherheit.
Mit Energie.

Seit 40 Jahren versorgen wir Regensburg und die Region mit Strom, Wasser und Wärme. Mit nachhaltigen Energiekonzepten – ausgerichtet auf erneuerbare Energien – gewährleisten wir jetzt und in Zukunft eine zuverlässige und sichere Versorgung.

www.rewag.de



LAUT|SCHRIFT #21

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

»Ein Held ist, wer sein Leben Großem opfert«, schrieb der Dichter Franz Grillparzer einmal. Odysseus, Siegfried der Drachentöter, Gandhi, Mutter Theresa, Luke Skywalker oder Spiderman, sie alle haben sich auf irgendeine Art und Weise etwas Großem verschrieben. Egal ob fiktiv oder real, sie leisten Außergewöhnliches und schaffen es damit, uns zu begeistern, sie ringen uns Anerkennung und Bewunderung ab. Für die 21. Ausgabe der Lautschrift haben wir uns auf die Suche nach solchen Helden gemacht und sind fündig geworden – im Großen, aber auch im Kleinen:

Wir haben uns mit wagemutigen Kletterern unterhalten, die auf der Jagd nach neuen Herausforderungen bis nach Jordanien gereist sind und einen Schiedsrichter getroffen, der sich durch einen Rollstuhl seine Leidenschaft für den Fußball nicht nehmen lässt.

Wir haben uns ins Regensburger Nachtleben gestürzt und sind dabei allen möglichen Helden begegnet, haben wenig heldenhaft ziemlichen Unfug in der Bibliothek getrieben und sind der bei sommerlichen Temperaturen alles entscheidenden Frage nach dem besten Eis der Stadt nachgegangen. Aber keine Sorge, auch Helden aus Comic, Film und Fernsehen haben es in unser Heft geschafft: Wir erklären euch, was es mit fernöstlichen Mangas auf sich hat, durchleuchten das Frauenbild in Superhelden-Filmen und besuchen die Betreiber zweier kleiner Kinos in der Altstadt.

Aber auch die alltäglichen Helden wollen wir in diesem Heft zeigen: Menschen, die durch ihre Arbeit und ihr Engagement unsere Uni und Regensburg jeden Tag ein kleines Stückchen besser machen, und sei es nur dadurch, dass sie uns mittags nicht verhungern lassen oder mit ein paar Pflanzen das triste Grau der Stadt mit grünen Farbtupfern aufheitern.

Mit »Humans of Regensburg«, das in diesem Heft mittlerweile schon in die dritte Runde geht, zeigen wir schließlich einmal mehr Regensburger Gesichter und stellen dabei fest, dass sich hinter jedem Einzelnen irgendwie ein Held versteckt.

In diesem Sinne: Viel Spaß beim Lesen, ihr Helden!

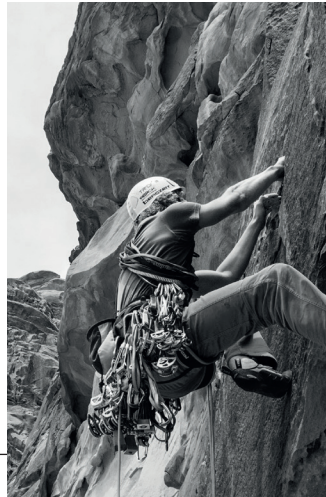
Sarah Marcinkowski, Ludwig Spitaler und Maximilian Stoib
Chefredaktion



! INHALT

HELDEN

Luft unter den Sohlen	16
Schiedsrichter im Rollstuhl	20
Und wer ist ihr Vorbild?	22
Sei (k)ein Held!	23
Helden der Nacht	24
Happy little Clouds	28
Ein Superheld kommt selten allein	30
Helden der Kindheit	32
Heldinnen gesucht!	34
Und wer macht sauber?	36
KISS-Selbsthilfegruppe	38
Välkommen, bem-vindo, ... !	40
Helden des Alltags	52



Erstbesteigung in Jordanien



Und am Ende gibt's
fritteusenfrische
Fritten



Pinselfn wie Bob



Immer diese Studenten!



Laienhelfer



ALLERHAND

6	Fresseerklärung
8	Geh'ts noch?
9	In die Kugel geschaut
10	Semestermeter
10	Wos I scho ollawei wissn wuit...
11	Lautmalerisch
12	Veni, vidi hat the Fuck?
13	Die spinnen doch die ...
13	Schwarz-Weiß-Malerei
42	Schreibwerkstatt
44	Humans of Regensburg
50	Aus dem Osten (fast) was neues
54	Wenn ich du wäre...
56	Grün, grün, grün ist alles, was wir haben.
58	Eisdielentest
60	Willkommen bei den Deutschen
62	Grenzenloses Feiern?
64	Danke, Alex!
66	Platziert



Mehlbäd in Argentinien



Guggenberger See

Impressum

Chefredaktion
 Sarah Marcinkowski, Ludwig
 Spitaler, Maximilian Stoib
 Cheflayout
 Jasmin Bortlik, Apostolos Tsolakidis
 Layout
 Christine Dachs, Anna Jopp, Sarah
 Marcinkowski, Luise Schulz,
 Ludwig Spitaler, Maximilian Stoib
 Redaktion
 Natalie Aschenbrenner, Constanze
 Bartsch, Selina Bayes, Ronja Bischof,
 Christine Dachs, Helene Dötsch,
 Wladimir Fuhrmann, Anna Jopp,
 Anastasia Kaup, Lara Kleinkauf,
 Anna Köglmeier, Julia Kraus, Hanna
 Lehanka, Melissa Lehnert, Tilman
 Leicht, Olga Lévesque, Ramona
 Rangott, Hans Reimann, Mathias
 Reinel, Luise Schulz, Rebecca
 Simmerl, Martyna Smeda, Jessica
 Stieglmayer, Lisa Tristan, Apostolos
 Tsolakidis, Fabian Westermeyer
 Mitarbeit
 Prof. Dr. Stephan Bierling, Richard
 Fella, Bernhard Heckler, Franziska
 Hildbrandt, Franziska Stöckinger
 Fotografie
 Constanze Bartsch, Ronja
 Bischof, Helene Dötsch, Anastasia
 Kaup, Hanna Lehanka, Sarah
 Marcinkowski, Hans Reimann,
 Martyna Smeda, Apostolos Tsolakidis
 Coverfoto
 Ronja Bischof
 Illustration
 Jasmin Bortlik, Ramona Rangott,
 Anne Schmitt

Herausgeber_innen
 Studentischer SprecherInnenrat
 Universität Regensburg
 93040 Regensburg
 Kontakt
 lautschrift@gmail.com
 redaktion@lautschrift.org
 www.lautschrift.org
 facebook.com/lautschrift.org
 Druck
 Erhardi Druck GmbH

Fresseerklärung

An dieser Stelle kommentiert die
Chefredaktion das Geschehen in Uni,
Stadt und Gesellschaft.

Entspannt euch!

von Maximilian Stoib

Vor etwas mehr als 17 Jahren unterzeichneten die Bildungsminister 29 europäischer Staaten die Bologna-Erklärung. Die damit einhergehende Reform wird seither beinahe ununterbrochen gescholten: Das Studium sei kein richtiges Studium mehr, sagen die Kritiker. Was aber macht ein Studium eigentlich aus? Jedenfalls nichts, das durch Bologna unbedingt verloren gehen muss.

Ein System »leicht verständlicher und vergleichbarer Abschlüsse« sollte mit der Bologna-Reform geschaffen werden, heißt es in der Erklärung vom 19. Juni 1999, eines, das die »internationale Wettbewerbsfähigkeit des europäischen Hochschulsystems« fördert.

Europäische Hochschulen sollten durch Bologna näher zusammenrücken, während sich die Wirtschaft schneller ausgebildete Absolventen erhoffte, die mit dem Erlangen des Bachelor-Abschlusses »eine für den europäischen Arbeitsmarkt relevante Qualifikationsebene« erreichen sollten.

»Die Bologna-Reform hat Universitäten in Ausbildungsfabriken verwandelt.«

Kritisiert wurden diese Reformbestrebungen noch bevor sie überhaupt umgesetzt waren und bis heute hat sich daran kaum etwas geändert: Zu strenge Modul- und Prüfungsordnungen nähmen dem Studium seine Freiheiten, Studiengänge seien hoffnungslos überladen, Studenten klagten über »Bulimie-Lernen« und seien gestresst von permanentem Leistungsdruck.

»Die Bologna-Reform hat Universitäten in Ausbildungsfabriken verwandelt«, schrieb Stefan Kühl von der FAZ im Mai dieses Jahres dazu und hält das ECTS-System und den damit verbundenen Hang zur Benotung aller möglichen Studienleistungen und deren Einfluss auf die Gesamtnote für ein grundlegendes Problem von Bologna.

Auch Bernhard Kempen, Präsident des Deutschen Hochschulverbandes, ist kein Freund der Reform: Dem Bachelorstudium in seiner heutigen Form fehle es »an Muße, an Entspannung, an Entschleunigung«, sagte er in einem Interview mit dem Deutschlandfunk.

Daran soll sich zwar durch eine von Hochschulrektoren und Kultusministern geplante Reform vor allem für den Verlauf der ersten beiden Semester einiges ändern, ob dadurch aber die generelle Kritik an Bologna zu einem Ende finden wird, bleibt fraglich.

Selbstverständlich mangelt es auch nicht an Vorwürfen seitens der Studierenden selbst: Zu hoher Notendruck, zu voll gestopfte Stundenpläne und zu wenig Freiheiten im Studium sind auch hier nur einige der Kritikpunkte, die oftmals vorgebracht werden.

Die Bologna-Reform habe zu einer Verschulung der Universität geführt, heißt es, seit Bologna sei das Studium kein richtiges Studium mehr.

Aber stimmt das wirklich? Muss das universitäre Studium durch Bologna zwangsläufig an Qualität einbüßen?

Sicherlich, die Kritik an der Reform ist in vielerlei Hinsicht berechtigt: Studierende sind gestresst, leiden mitunter am permanenten Notendruck, den es vor Bologna in dieser Form nicht gab, und strikte Modul- und Prüfungsordnungen erlauben bei weitem nicht mehr die Freiheiten, die frühere Diplom- oder Magisterstudiengänge noch boten. Aber muss deswegen ein Studium heute generell schlechter sein als beispielsweise noch vor zwanzig Jahren?

Was ein Studium
zu einem
Studium macht,
hängt nicht von
den Rahmen-
bedingungen ab

Nein, das muss es mit Sicherheit nicht. Denn was ein Studium zu einem Studium macht, hängt weniger von den äußeren Rahmenbedingungen ab, als vielmehr von der Haltung des Einzelnen.

Einerseits kann man selbiges in erster Linie als Ausbildung für einen späteren Beruf auffassen. Daran ist nichts verwerflich. Andererseits kann man in einem Studium aber auch weit mehr sehen als nur eine Vorbereitung auf die berufliche Zukunft:

Im lateinischen Wort »studium« steckt mehr als nur dessen Grundbedeutung von »Beschäftigung« oder »Interesse«:

»studium« meint auch »Eifer«, »Drang« oder gar »Passion«. Und genau das ist es, was ein Studium ausmachen sollte – Bologna hin oder her. Studieren heißt, sich mit einer Sache intensiv auseinanderzusetzen, heißt, diese Sache durchdringen und ihr auf den Grund gehen zu wollen.

– »Was nützt, ist nur ein Teil des Bedeutenden. Um einen Gegenstand ganz zu besitzen, zu beherrschen, muss man ihn um seiner selbst Willen studieren«, schrieb Goethe in *Wilhelm Meisters Wanderjahre*.

Das erfordert freilich ein gewisses Maß an Begeisterung. Aber wer diese Begeisterung in sich trägt, dem sollten doch eigentlich weder seitenlange Modulkataloge noch ständiges Herumrechnen an benötigten Leistungspunkten die Freude an seinem Fach wirklich nehmen können.

Mag sein, dass Bologna dem universitären Studium ein Korsett angelegt hat. Aber die Entscheidung darüber, ob man dieses Korsett auch anbehält oder nicht, kann jeder zumindest in einem gewissen Rahmen für sich selbst treffen.

Studieren erfordert Eigeninitiative, Eigenverantwortlichkeit und Einsatz. »Bildung geschieht durch Selbsttätigkeit und zweckt auf Selbsttätigkeit ab«, nannte der Philosoph Johann Gottlieb Fichte das.

Wie viel und vor allem was man aus seiner Studienzeit mit ins spätere Leben nimmt, hängt in erster Linie von der ei-

genen Einstellung ab: Wer hindert einen denn schon daran auch mal einen Blick über den Tellerrand zu werfen und eine fachfremde Vorlesung zu besuchen? Wer hindert einen daran, in die Bibliothek zu gehen und irgendein Buch aufzuschlagen, einfach so? Wer hindert einen daran, sich neben dem Studium zu engagieren, politisch, sozial, künstlerisch oder sonst wie? Bologna sicher nicht.

Kein Unternehmen will glatt- gebügelte Turbo- studenten

Bei dermaßen eng getakteten Stundenplänen, wie sie seit der Reform üblich sind, und nur sechs Semestern Regelstudienzeit bis zum Bachelor sei das doch aber gar nicht möglich, könnte man jetzt sagen. Das stimmt wahrscheinlich. Aber wen juckt es schon, wenn man nicht sechs, sondern sieben oder gar acht Semester bis zum Bachelor braucht?

Die Wirtschaft jedenfalls nicht: Auch dort, wo man einst so große Stücke auf die Bologna-Reform hielt, hat sich mittlerweile Ernüchterung breit gemacht: Einer Umfrage der Deutschen Industrie- und Handelskammer (DIHK) aus dem Jahr 2015 zufolge sind beispielsweise Bachelor-Absolventen nach Einschätzung ihrer potenziellen Arbeitgeber schlecht auf ein betriebliches Umfeld vorbereitet

und obendrein viel zu jung und unerfahren. Man will sie also offenbar gar nicht, die glattgebügelten Turbostudenten, die nach sechs Semestern Regelstudienzeit mit Anfang zwanzig ihren Abschluss in der Tasche haben.

Sechzig Prozent aller Studierenden, so hat das Statistische Bundesamt festgestellt, schaffen ihren Bachelor ohnehin nicht in diesem Zeitraum. Ihnen und den restlichen vierzig Prozent sei gesagt: Entspannt euch! Schert euch nicht um den vermeintlichen Druck, den Bologna euch auferlegt!

Wilhelm von Humboldt, dessen Bildungsideal an deutschen Universitäten stets hochgehalten wird, schrieb über die »höheren wissenschaftlichen Anstalten«, dass man an ihnen »die Wissenschaft als etwas noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes betrachten« und »unablässig suchen« solle.

Diese Suche trotz Bologna so gut es eben geht auszukosten, darauf kommt es im Studium an – für die meisten von uns ist sie so oder so viel zu schnell vorbei.

Maximilian Stoib (22)

studiert Politikwissenschaft und Geschichte im siebten Semester.

Kommilitonen, die ihren Bachelor in Regelstudienzeit abschließen, sind ihm grundsätzlich suspekt.

Geht's noch?!

In dieser Rubrik geben wir Studierenden wie auch Lehrbeauftragten ein Forum.
Die dargestellten Meinungen entsprechen nicht zwangsläufig denen der Redaktion.

Scan-Marathon

Mit nahendem Ende des Semesters erreicht die Länge der Warteschlangen vor den Scannern regelmäßig ihren Zenit, was jedoch bei zwei Geräten pro Lesesaal nur die Wenigsten überrascht. Nachdem man nun mit seinem Bücherstapel vom ersten zum nächsten besetzten Gerät durch die halbe Bibliothek gewandert ist, bleibt als letzte Hoffnung noch der Scan- und Kopierraum. Dort angekommen darf man sich dann aber seinen wartenden Kommilitonen anschließen. Die Vordersten in der Reihe ereilt dabei

das Schicksal bei jedem Umblättern kritisch gemustert zu werden, insbesondere dann, wenn diese das »Skimming« und »Scanning« wieder einmal zu intensiv betreiben und ganze Regale einlesen. »Halb so wild«, denke ich mir, wären nicht die restlichen verfügbaren Geräte defekt.

Fabian Westermeyer
vertraut in Zukunft auch beim Scannen auf sein Handy

Prüfungsamt-Angst

Schweißausbrüche, erhöhter Blutdruck, Hitzewallungen: Prüfungsleistungen zu erbringen ist für viele Studenten eine Stresssituation. Wenn es jedoch darum geht sie umzubuchen, glüht mein Kopf bereits bei dem bloßen Gedanken daran röter als die Nummeranzeige des zuständigen Amtes. Ich mache mich bereit für den Gang in die Kammer des Schreckens. »Ich möchte Kurse umbuchen«, sage ich in einer Stimmlage, in der ich gewöhnlich nur meiner Großmutter zum Geburtstag gratuliere. Das gestresste Aufatmen der zuständigen Mitarbeiterin lässt sich nur damit rechtfertigen, dass sie gerade von einer Wanderung durch die afrikanische Steppe wiedergekehrt sein muss. »Woas? Antrag?«, entnehme ich dem darauf folgenden Wortgewirr.

»Ich bräuchte da wirklich Ihre Hilfe. Ich kenne mich da gar nicht aus.« Ein tödlicher Blick trifft mich, bevor mir entgegnet wird: »Mir doch egal.« Danke. Sie mich auch.

Wladimir Fuhrmann
wird sich in Zukunft verbeugen, bevor er es wagt im Prüfungsamt das Wort zu ergreifen

Wider die Studentenvertreter-Ideologen

In Kursen zu fehlen, ist kein Recht, sondern das Ende universitärer Lehre.

Es gibt ein neues Feindbild für Studentenvertreter von Fachbereichen und im Konvent: die Anwesenheitspflicht in Kursen. Sie wird als Zwangsinstrument machtgieriger Dozenten verunglimpft, die es zur Willkürherrschaft über Studenten nutzten. Dieses Argument ist arrogant, unkollegial, wissenschaftsfeindlich und kontraproduktiv.

Arrogant deshalb, weil sich eine kleine Gruppe ideologischer Studentenvertreter ein Problem herbeihalluziniert, welches keines ist. Ich lehre seit fast 30 Jahren Politikwissenschaft und es hat nie Klagen seitens Studenten in dieser Sache gegeben. Mir scheint, um mit Marx zu sprechen, eine »Avantgarde« von Studenten der von ihnen angeblich vertretenen Studentenschaft (die Wahlbeteiligung liegt

bei gerade mal 10 Prozent) das »richtige Bewusstsein« eintrichtern zu wollen.

Unkollegial und wissenschaftsfeindlich: Wenn jeder nur dann zum Kurs auftaucht, wenn er will, untergräbt das jeglichen Lernfortschritt. Universitätskurse leben vom gemeinsamen Lernen über den Lauf des Semesters: durch Lektüre und Referate, durch die Kommentare des Dozenten, durch die Diskussion unter den Studenten. Nur wenn man weiß, was in der vorhergegangenen Sitzung besprochen wurde, kann man in der folgenden Sitzung richtig mitmachen. Die Professur für Internationale Politik hat einmal ein Semester lang die Anwesenheit freigestellt. Das Ergebnis: Ein deutlicher Qualitätsverlust in den Kursen, der vor allem auf Kosten der immer anwesenden Studenten ging. Überhaupt: Haben sich die Studentenvertreter-Ideologen schon mal überlegt, was »Universität« heißt? Es

kommt von »universitas magistrorum et scholarium«, der Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden. Und Gemeinschaft kann nicht virtuell, sondern muss physisch stattfinden.

Schließlich: Die Forderung nach freiem Kommen und Gehen in den Kursen ist kontraproduktiv. Sollten sich die Studentenvertreter damit durchsetzen, wäre die Konsequenz nämlich, die Anwesenheitspflicht in den Studienordnungen festzuschreiben. Einige Institute tun das schon. Die Professur für Internationale Politik will das nicht. Denn wenn wir eines nicht brauchen an den Unis, dann ist es ein weiteres Bürokratisieren, Überregulieren und Verschulen des Studiums.

Prof. Dr. Stephan Bierling
Professur Internationale Politik

God Emperor Trump

Richard Fella

Wir schreiben das Jahr 2020.

Der Präsident der Vereinigten Staaten, Donald John Trump, ist nun fast vier Jahre im Amt und steht kurz davor mit überwältigender Mehrheit wiedergewählt zu werden. Das liegt vor allem an der riesigen (HUGE!!!) Liste immenser Leistungen, die er in der kurzen Amtsperiode vollbrachte. Endlich kann man wieder sagen, was man möchte und eine Grenzmauer zu Mexiko, die er seinem Volk versprochen hat, ist längst gebaut. Doch handelt es sich nicht nur um irgendein gewöhnliches, langweiliges und billiges Gemäuer. Nein! Donald J. Trump hat es mit seiner unendlichen politischen Finesse geschafft, entlang der Grenze ganze 15.564 glamouröse Trump Towers horizontal aneinander gereiht aufzustellen. Beziehungsweise hinzulegen. Und bezahlt hat die natürlich der Mexikaner, wie angekündigt. Dass Donald die Gleichberechtigung von Frau und Mann ernst nimmt, kann man auch nicht bestreiten, zumal er doch eigens eine Frauenquote sogar für seinen Secret Service eingeführt hat (allerdings nur für heiße Blondinen unter 25) und seitdem ausschließlich von weiblichen Bodyguards beschützt wird. Terrorismus hat Trump ebenfalls einfach abgeschafft. Schlicht, indem er Muslime komplett aus den USA verbannt hat. Seitdem gab es kaum Vorfälle islamistischen Terrors. Zwar gibt es immer noch hin und wieder den ein oder anderen Amoklauf mit ein paar wenigen unschuldigen Todesopfern, aber kaum der Rede wert. Solange der Täter weiß ist, nennt man das außerdem nicht Terror, wie wir vom Donald lernen durften. Im Rückblick war also eigentlich alles halb so wild. Man kann kaum noch nachvollziehen, warum so viele Menschen so große Angst vor einem Donald J. Trump als Präsident hatten. Er hat sich letztendlich als die Inkarnation politischer Kompetenz erwiesen. Deshalb möchte das große Amerikanische Volk seinen God Emperor noch für vier weitere Jahre an seiner Spitze haben... Oder 40! Mal schauen. America is finally great again!



Eine ausführliche Gegendarstellung zu Professor Bierlings Meinung findet Ihr auf unserer Internetseite: www.lautschrift.org, Rubrik: Uni, oder auf Facebook.

Semestermeter

Nebelschwaden ziehen über graue Mauern und wackelige Steinstufen hinweg. Der Wind peitscht den Regen gegen die Fenster und in der Ferne ist Donnergrollen zu hören. Wenn man sich schließlich seinen Weg über überflutete Vorplätze gebahnt hat, ohne von Hagelkörnern erschlagen worden zu sein, kann man sich im Inneren des Gebäudes dennoch nicht in Trockenheit wähen. Mit schauerlichem Platschen sucht sich das Regenwasser seinen Weg durch die maroden Decken und hinterlässt große Pfützen auf dem grauen Steinboden.

Nein, diese Szene stammt nicht etwa aus einem Schauerroman und wir befinden uns auch nicht in einem alten Spuk Schloss. Einige werden es schon vermutet

haben: Dies ist ein typischer Sommertag an unserer Uni, an dem das einzig Bunte die Eimer und Wannen sind, die unter ein paar Löcher in der Decke gestellt wurden, um wenigstens die Entstehung eines Indoor-Sees zu verhindern.

Aber wir wollen ja nicht zu schwarz malen. Einige Male ließ sich der Sommer dieses Semester ja doch bei uns blicken, nämlich an ganzen fünf Tagen. Von denen fiel dann immerhin auch einer mit dem Campus-Fest zusammen. Das kann man wohl durchaus als göttliches Zeichen interpretieren, mit dem Petrus uns zu mehr studentischen Trinkgelagen auffordern will. Der übrige Sommer fand dann allerdings in der Prüfungszeit statt. Aber vielleicht sollten wir uns darüber nicht

beschweren, in einem trockenen Lesesaal lernt es sich ja doch besser, als wenn einem ständig Wasser auf das Skript tropft. Und für das Gewitter zum Feierabend können wir eigentlich auch dankbar sein. Hat es uns doch das EM Public-Viewing im Freien und damit verbundene Sonnenbrände und Stechmücken-Invasionen erpart. In diesem Sinne: Ein Hoch auf uns und unseren Regensburger Sommer!

Natalie Aschenbrenner

geht nur mit Schnorchel und Flossen in die Uni

Wos I scho ollawei wissn wuit, mi owa nia draud hob zum frong ...

Wieso heißt die Fröhliche-Türken-Straße eigentlich so?

Wer schon mal im *Café Felix* oder in der *Couch* war, kennt sie – die Straße mit dem eigenartigen Namen. »Fröhliche-Türken-Straße«. Wieso nennt man eine Straße so? Sind Straßennamen nicht normalerweise nach Städtenamen oder bekannten, bereits verstorbenen Persönlichkeiten benannt? Die Erklärung für die Namensgebung ist relativ simpel: In der Straße gab es vor langer Zeit ein Gasthaus namens »Zum fröhlichen Mann«. Da die Bayern anstatt den Namen des Hauses lieber den Namen des Wirtes erwähnt haben und dieser Türk hieß, hat man umgangssprachlich »Wir gehen zum fröhlichen Türken« gesagt. Daraufhin wurde die Straße 1904 zur »Fröhlichen-Türken-Straße« umbenannt.



Ronja Bischof

hat im Rathaus der Stadt Regensburg nachgefragt.

Der Studi-Knigge der Universität Regensburg

Lautmalerisch

Text und Illustration: Jasmin Bortlik, Anne Schnitt



»veni, vidi, what the fuck?«

Rubriken

Ernährungsberatung

Kurzer Blick auf's Handy: Halb drei – reicht für heute. Müde und betrunken wanke ich zum Club-Ausgang, meine Kumpels habe ich schon vor einiger Zeit im dichten Gedränge zwischen Bar und Tanzfläche verloren. Ich trete vor die Tür, lasse das laute Wummern der Musik hinter mir und wage einen kurzen Blick in meinen Geldbeutel. »Mit dem Taxi wird's wohl nichts mehr«, denke ich mir und mache mich zu Fuß auf den Heimweg. Ich bin noch nicht lange unterwegs, da sehe ich vor mir zwei Typen, die betrunken vor einem Hauseingang stehen und sich unterhalten. Ohne sie groß zu beachten gehe ich weiter, als sich einer der beiden zu mir umdreht und mich anspricht: »Häääh du! Schaugst aus, ois brauchdadst heid no a baar Vitamine, oder ned? Do, i hob was für di!«, sagt er – und drückt mir zwei halb zermatschte Bananen in die Hand.

Maximilian Stoib

Brezelgenosse

Verwirrt über die Schraubenauswahl einer allseits beliebten Baumarktkette wende ich mich (m, 21) hilfeschend an das Personal. Als ich gerade nach dem Weg zu den benötigten Schrauben frage, werde ich, von einem hämischen Lachen begleitet, von einer Gestalt hinter meinem Rücken angesprochen. »Du bist doch a Mooh!«, schreit der bayerische Brezelgenosse. »Wie bitte?«, antworte ich in perfektem Hochdeutsch. »A MOOH!«, betont meine neue Bekanntschaft mit weiß-blauem kulturellem Hintergrund. In der Vermutung, dass wir nun in der Sprache eines milchspendenden Mitlebewesens kommunizieren, antworte ich »Muuuuh!«. Entnervt schreit mir die neu errungene Bekanntschaft entgegen: »NA EIN MANN, DU BIST DOCH EIN MANN!« Sexismus (Subs., m.): die Annahme, mein Penis würde in Baumärkten als Wünschelrute fungieren.

Wladimir Fuhrmann

Nachmittagssnack

Es ist ein windiger und grauer Nachmittag, ich bin mit meiner Hündin im Park unterwegs. Auf einer Bank ein Stück entfernt von uns sitzt, in eine pinke Regenjacke gehüllt, eine Frau mittleren Alters. Sie hält eine Packung Hundelecklies in der Hand und schüttelt diese, als wollte sie damit ihren Hund anlocken. Ich rufe meine etwas übellaunige Hündin zu mir und nehme sie an die Leine. Dann drehe ich mich um die eigene Achse und lasse den Blick über den Park schweifen, um den anderen Vierbeiner möglichst schnell sehen zu können. Doch vergebens, weit und breit ist kein anderer Hund in Sicht. Verwundert drehe ich mich wieder zu der Frau um. Gerade rechtzeitig um zu sehen, wie sie die Tüte aufreißt und beginnt, die Leckerlies selbst zu essen.

Natalie Aschenbrenner

Radlrowdy

Ein Apriltag wie er im Buche steht: Das Wetter wechselt zwischen sibirischer Kälte, Monsunregen und Regenbogen-Märchen-Sonne. Von der Uni in die Stadt sind es 15 Minuten mit dem Rad, zwölf wenn ich mich beeile. Das muss ich auch, denn natürlich beginnt es auf halbem Weg zu schütten. Triefend wie ein zotteliger, nasser Hund erreiche ich die Albertstraße und rette mich unter das schützende Vordach der Bushaltestellen. Natürlich bin ich nicht der Einzige mit dieser Idee. Um dem dichten Gedränge zu entgehen, bahne ich mir am äußersten Rand meinen Weg ans andere Ende, indem ich mich auf dem Fahrrad dorthin rollen lasse. Ein älterer Herr mit Trachtenhut und dicken Einkaufstaschen bleibt mürrisch vor mir stehen und zischt leise: »Des is a Fußgängerweg.« Als ich erklärend gen Himmel deuten möchte, entfährt ihm mit hochrotem Kopf: »Aber des intressiert ja an Radlrowdy ned!« Als ich verzweifelt loslache, stapft er wütend davon und tut seinen Unmut auch anderen Passanten lauthals kund. Bei dem Wetter kann man aber auch zum Grantler werden.

Ludwig Spitaler

Satanistenschlager

Es gibt ja in Regensburg so einige Orte, an denen man sich nachts, vor allem als Frau, eher unwohl fühlt. Dies bestätigt sich an einem Abend erneut, als ich meine Freundin genervt in Richtung Hauptbahnhof schleppe, um nach einem Dultabend zumindest den letzten Bus noch zu erwischen.

An der Haltestelle gegenüber bemerken wir einige Gestalten – alle in lange, schwarze Ledermäntel gehüllt mit nietenbesetzten Springerstiefeln an den Füßen. Als selbstbewusste, furchtlose Frauen, lassen wir uns davon natürlich nicht beunruhigen – zumindest reden wir uns das ein. Während wir also mit den Tücken der Emanzipation kämpfen, scheint die Satanisten-Party gegenüber gerade richtig Fahrt aufzunehmen: Den Ghetoblaster in Stellung gebracht, hüpfen ein Ledermantel mit einem Flic-Flac auf die leere Straße. In Erwartung quietschender Gitarrenriffs und eines dröhnenden Schlagzeugs sehe ich uns bereits an einen Grabstein gefesselt und... Helene Fischer lauschend.

Ernsthaft? Beim Klang des nasal dahingehauchten »Atemlos«, mehr aber noch beim Anblick des Ledermantels und sinnlich dazu kreisender Hüften vermisse ich plötzlich die Vision mit den Grabsteinen.

Ramona Rangott

Die spinnen doch, die Argentinier!

Wahrhaftig »nicht ganz sauber«



FOTO Julia Kraus

Was ist wohl der Sinn dahinter, jemanden mit Konfetti, Eiern, Mehl oder jeglichen anderen abgelaufenen Lebensmitteln zu bewerfen? Leider wissen die Argentinier selbst nicht genau, warum sie das eigentlich tun. Tatsache ist, dass man, sobald man nach seiner letzten Prüfung das Uni-Gebäude verlässt, auf herzlichste Art und Weise von Familie und Kommilitonen empfangen und mit allerlei stinkenden Lebensmitteln beworfen wird. Der Fantasie sind bei dieser Tradition keine Grenzen gesetzt – auch vor Fisch- oder Motorenöl wird nicht zurückgeschreckt. Die einzige Regel: je ekliger, desto besser.

Den Jungs werden meistens die Haare abrasiert und die Kleidung wird abgeschnitten. Den restlichen Tag verbringt der »glückliche« Absolvent mit seinen Freunden in der Stadt, ungeduscht wohlgeriecht. Man zieht von Bar zu Bar und feiert auf diese Weise die letzte Prüfung seines Kommilitonen. Das Schamgefühl halbnackt und nach faulen Eiern stinkend in einer Bar zu sitzen wird dann schnell durch den steigenden Alkoholkonsum kompensiert.

Julia Kraus

Schwarz Weiß Malerei

Wir haben gefragt, ihr habt geantwortet:

Ja

Nein

Bist du der/die Erste deiner Familie, der/die studiert?

29%

71%

Hattest du schon einmal ein Tinderdate?

9%

91%

Hast du schon mal in der Uni gekotzt?

5%

95%



Aus dem *Digitalen Wörterbuch der Deutschen Sprache*:

Held: (m.) 'Durch kühne Taten sich auszeichnender Mann, tapferer Kämpfer', ahd. helid (9. Jh.; vgl. auch furisthelid 'fürstlicher Kämpfer'). Für germ. *halipa- [...] ergibt sich eine Bedeutung '(freier) Mann, Krieger, Held'. [...] Seit dem 18. Jh. steht Held nach dem Vorbild von engl. hero auch für 'Hauptperson eines literarischen Werkes', dann für 'Hauptgestalt einer Begebenheit' und bezeichnet schließlich den, 'der auf seinem Gebiet Hervorragendes leistet'. - heldenhaft Adj. 'sehr tapfer, heroisch' (17. Jh.). Heldenmut (m.) 'heldenhafter Mut, große Tapferkeit', heldenmütig Adj. (beide 17. Jh.). Heldentat (f.) (17. Jh.). Heldentum (n.) 'Wesen, Haltung eines Helden, große Tapferkeit', von Wieland als Ersatz für Heroismus nach dem Vorbild von Menschentum gebildet (1767).





Luft unter den Sohlen

Interview: Anna Jopp
Fotos: Three Savages

Michi, Blondi und Dominik kennen sich eigentlich aus der Jugendklettergruppe des Regensburger Alpenvereins. Doch die Felsen im südlichen Frankenjura wurden ihnen schnell zu klein. Ihr neues Ziel: Erstbesteigungen in der jordanischen Wüste.

Ihr seid Trad Climber, verzichtet also auf festeingebohrte Haken und vertraut stattdessen auf mobile Sicherungsgeräte, sogenannte Friends und Klemmkeile, die ihr in Felsspalten verkeilt. Seid ihr lebensmüde?

Blondi: Mit etwas Übung beim Platzieren ist das eigentlich ein ziemlich kalkulierbares Risiko. Man muss natürlich im Einzelfall einschätzen, ob eine Kletterei die Sturzgefahr wert ist. Eigentlich könnte man sagen, dass Trad Climbing, also traditionelles Klettern, die reinste Form gesicherten Kletterns ist: Man hinterlässt keinerlei Spuren am Fels, die mobilen Geräte nimmt man hinterher einfach wieder mit.

Dominik: Trotzdem sollte man sich natürlich schon bemühen, Stürze zu vermeiden. Deswegen klettert man beim Trad Climbing im Normalfall deutlich leichtere Routen als beim Sportklettern und bleibt unter dem eigenen Leistungslimit – man lässt quasi eine Art »Sicherheits-Puffer«. Manchmal hat man eine Sicherung aber auch so gelegt, dass man ihr zu 99,9 Prozent vertraut. Dann kann man natürlich auch mal schwerer klettern. Bei eher wackligen Platzierungen sollte man sich dagegen schon sehr sicher sein, was man macht.

Michi: Die richtigen Profis klettern auch an mobilen Sicherungsgeräten an ihrem Leistungsmaximum. Da ist es keine Seltenheit, wenn denen mal ein paar Sicherungen rausspringen. Wir haben in Jordanien aber schon geschaut, dass wir nie am absoluten Limit waren.

»Fuck, da muss ich hin, das schaut einfach unfassbar geil aus!«

Musstet ihr die Sicherungskette trotzdem auf die Probe stellen?

Michi: Dominik hat sich einmal ins Seil gesetzt mit dem Kommentar: »Scheiße, ich traue der Sicherung überhaupt nicht!«

Dominik: Das war so ein wackliger Klemmkeil und ich hab mir gedacht: Ich bin mir nicht sicher, ob ich gleich »fliege« oder nicht – lieber versuche ich die Sicherung erstmal kontrolliert zu belasten, als dass ich da mit meinem gesamten Körpergewicht reinbombe. Der Keil hat dann aber doch ganz gut gehalten.

Wie seid ihr überhaupt auf die Idee gekommen, nach Jordanien zu fliegen? Eine typische Kletterer-Destination ist das ja nicht gerade...

Michi: Ein Kumpel, Uwe Müller, war schon 2012 dort und hat mir auf einem Gipfel in den Dolomiten Fotos von den Wänden gezeigt. Ich hab die gesehen und mir gedacht: »Fuck, da muss ich hin, das schaut einfach unfassbar geil aus!« Ursprünglich wollte Uwe auch nochmal mitfahren, musste dann aber leider abspringen. Dann hab ich Domi und Blondi ins Team geholt und wir haben es einfach durchgezogen. Eben gerade weil es keine Standard-Destination ist, wo jeder hinfährt. Wir haben das Abenteuer gesucht.

Blondi: Es ist ein ganz besonderer Reiz, Wände zu bereisen, bei denen man vorher nicht weiß, was einen erwartet.

Dominik: Genau. Mich hat vor allem die Kombination aus einer coolen Landschaft und einer neuen Kultur fasziniert, bei der man den eigenen Horizont erweitern kann.

Wo wart ihr genau?

Dominik: Wir sind von München in die Hauptstadt Amman geflogen und von dort direkt weiter nach Aqaba. Das liegt im Süden, im Dreiländereck zwischen Is-

rael, Saudi-Arabien und Jordanien. Von dort wollten wir noch in derselben Nacht weiter nach Wadi Rum.

Das war aber gar nicht so leicht: Wir hatten für die erste Nacht eigentlich ein Camp gebucht und einen Transport, der uns vom Flughafen abholen sollte. Der kam aber nie und vor dem Flughafen stand nur ein einziges Taxi.

Leider sprach der Taxifahrer sehr schlecht Englisch. Irgendwann hat er uns ein Handy hingehalten mit einer Frau am anderen Ende, die etwas besser Englisch konnte und herausfinden sollte, wo wir eigentlich hinwollen. Plötzlich hielt unser Fahrer dann an einem kleinen Souvenirshop, wo wir erfuhren, dass unser Ziel nur mit einem Jeep zu erreichen sei. Mittlerweile war es halb ein Uhr nachts und wir hatten Angst, in eine Touristenfalle getappt zu sein.

Weil wir keine Alternative hatten, haben wir den Leuten aber letztendlich trotz-

Wie kann man sich Wadi Rum vorstellen?

Michi: Das ist eine weite Schlucht mit drei- bis vierhundert Meter hohen Felswänden auf beiden Seiten und dazwischen etwa einem Kilometer Wüste mit einem Dorf in der Mitte. Die Leute dort haben einen ziemlich geringen Lebensstandard: Sie bezeichnen sich selbst noch immer als Beduinen, leben mittlerweile zum Großteil aber in festen Häusern.

Die Felsqualität hat meine Erwartungen übertroffen: Eingestellt hatte ich mich auf einen Kamin und größere Risse. In Wirklichkeit hatte man daneben aber meist gute Griffe in der Felsstruktur. Den Riss haben wir oft nur benutzt, um die Sicherungsgeräte zu platzieren und nicht, um uns daran hochzuziehen.

Blondi: Um nach dem Klettern wieder von den Felswänden herunterzukommen, muss man sich abseilen, entweder an sanduhrartigen Strukturen im Fels



Die Kletterer (von links nach rechts):

Jonas Häring, Spitzname »Blondi«: 20 Jahre alt, ab September BOS-Schüler, nach dem Abitur möchte er Elektrotechnik an der OTH Regensburg studieren. Zum Klettern kam er durch seine Eltern, die ihn schon als kleines Kind mit an die Wand nahmen.

Dominik Schmidbauer: 25 Jahre alt, aufgewachsen in Neutraubling, Bachelor an der OTH in Biomedical Engineering, jetzt für den Master in Innsbruck – natürlich wegen der Berge.

Michael Seidl: 26 Jahre alt und ursprünglich aus Kallmünz, studiert Applied Economics in Innsbruck, wo er und Dominik regelmäßig gemeinsam klettern gehen.

Das Projekt:

Die zwei Wochen vom 30. April bis zum 14. Mai 2016 verbrachten Jonas, Dominik und Michael im jordanischen Wadi Rum, um alte Kletterrouten zu wiederholen und neue einzurichten – und das, den lokalen Gepflogenheiten entsprechend, weitgehend ohne Haken oder sonstige Hilfsmittel in der Wand zu hinterlassen.

Zwei Filme über die Reise sind geplant, nähere Informationen und weitere Fotos findet ihr auf der Facebookseite »Three Savages Trad-Climbing in Jordan«.

Möglich wurde das Projekt durch Spenden von JDAV Regensburg, Bergzeit, Triop, Tendon, Steinwild, Rock Empire, Festool Flow-Mow, Mountain Hardware und Royal Jordanian.

»Der Taxifahrer konnte kein Englisch und hielt an einem Souvenirshop, statt uns ans Ziel zu bringen.«

dem vertraut und im Nachhinein war das die richtige Entscheidung: So viel Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft habe ich selten erlebt.

Hat euch die politische Lage im Nahen Osten keine Sorgen bereitet?

Blondi: Jordanien gilt als relativ stabil. Vom Auswärtigen Amt gab es nur die Warnung, dass man sich von der Grenze zum Irak fernhalten sollte, da hatten wir im Süden also eher weniger Bedenken. Trotzdem wurden wir immer wieder mitten in der Wüste von Militärkontrollen angehalten, das war schon ein komisches Gefühl.

Michi: Ich hatte während der ganzen Reise nie Bedenken, dass uns was passieren könnte. Am Tag unserer Abreise kam die Königin von Jordanien mit nichts als zwei Hubschraubern, ohne zusätzlichen Schutz, in genau dieses Tal. Das war für uns nochmal eine Bestätigung, dass es dort wirklich sicher sein muss.

oder an einer eingerichteten Abseilstrecke mit Haken. Da hält sich die Anzahl der Haken aber dann auch sehr in Grenzen.

Michi: Immerhin erklimmt man beim Trad Climbing oft die steilste Seite eines Felsens. Manchmal kann man also auch auf der gegenüberliegenden Seite über Wanderwege absteigen.

Es gab dort also schon andere Kletterrouten?

Michi: Sehr viele sogar, das war kein komplettes Neuland. Da wird schon seit vielen Jahren geklettert.

Blondi: Die allerersten Routen stammen von den Einheimischen, sogenannte Beduinenwege, die auf dem einfachsten Weg zum Gipfel führen. Teilweise enthalten diese Wege kurze Kletterpassagen, aber die ersten richtigen Kletterrouten wurden 1984 von einem Engländer erschlossen.



Die Sturzanst überwinden: Jonas »Blondi« Hering klettert die erste Seillänge von »Abu Shakra«.

Wie viele dieser Routen seid ihr denn insgesamt geklettert?

Michi: Insgesamt waren es fünf Touren, eine davon unsere Erstbegehung. In der haben wir vier, fast fünf Tage verbracht. Wir mussten immer schon mittags wieder runter, weil es einfach zu heiß wurde. Am nächsten Tag sind wir dann mit Steigklemmen an Fixseilen wieder zu dem Punkt, an dem wir am Vortag aufgehört hatten.

Mein größter Kritikpunkt im Nachhinein ist, dass zwei Wochen einfach viel zu wenig Zeit sind für so ein Projekt.

etwas anderes macht, gibt es erstmal Tee für alle!

Michi: Wir haben am Ende sogar einen Weg gefunden, uns beim Land Jordanien zu bedanken und etwas zurückzugeben: Ein guter Freund von mir arbeitet bei »SOS-Kinderdorf International« in Innsbruck und hat den Kontakt zur Landesleiterin in Jordanien hergestellt. Die Organisation war ziemlich chaotisch und wir haben erst am Abend davor davon erfahren, aber tatsächlich sind uns dann 18 Jungen aus einem Kinderdorf in Amman besuchen gekommen, um mit uns zu klettern.

sich einer oberhalb der Seilschaft in die Wand hängen kann, um die zwei Kletterer unter ihm zu fotografieren.

Ohne unser Versprechen, Filme, Berichte und Bilder mitzubringen, hätten wir wohl deutlich weniger Material-Sponsoren gefunden und die Reise wäre nicht möglich gewesen.

Michi: Wir hatten mehrere Seile, viele Sicherungsgeräte, Gurte, Expressschlingen, Haken, eine Bohrmaschine,... Insgesamt hatten wir ungefähr 70 Kilo Kletterequipment dabei.

Wo habt ihr übernachtet?

Blondi: Ein paar Nächte haben wir in der Wüste geschlafen, ansonsten haben wir bei einem Beduinen gewohnt. Am Ende waren wir fast ein Teil der Familie!

»An der Schlüsselstelle klemmt man mit nur einer Hand im Riss.«

Wie war der Kontakt zu den Einheimischen?

Blondi: Wir waren begeistert von der Gastfreundschaft, Freundlichkeit und Offenheit, die man uns überall entgegen gebracht hat. Ständig hat uns jemand auf der Straße angequatscht und auf einen Tee eingeladen.

Dominik: Teetrinken ist das Wichtigste, immer und überall! Bevor man irgend-

Wie habt ihr die Rollen innerhalb eurer Seilschaft verteilt? Wäre eine gerade Anzahl von Kletterern nicht sinnvoller gewesen?

Dominik: Das stimmt, unser vierter Mann ist wie gesagt relativ kurzfristig abgesprungen. Bei einer Dreierseilschaft dauert alles etwas länger und der Organisationsaufwand ist auch höher. Andererseits haben wir ja auch gefilmt und fotografiert, da ist es schon praktisch, wenn

Michi: Unser Gastgeber war der Sohn des ersten Fremdenführers in der Gegend. Er hat uns dann auch die Linie für unsere Erstbegehung empfohlen. Eine schöne, logische Linie: Die Schlüsselseillänge, die vierte, haben wir mit 7b bewertet (*auf der französischen Schwierigkeitsskala von 1 bis 9b+, Anmerkung der Redaktion*), die ist auch nicht leicht zu sichern. Die erste Seillänge ist 6b, die zweite ein 5er, die dritte 6c.



Friends (halbrund, Mitte), Klemm-
keile (eckig, ganz unten) und an-
dere Sicherungsgeräte sind beim
Trad Climbing lebenswichtig.

Blondi: Eine Wand, die von Rissen und Verschneidungen durchzogen ist. An der Schlüsselstelle gibt es einen Riss an einem kleinen Überhang. Man klemmt nur mit einer Hand im Riss, bis man oben in einen Kamin kommt – da wird es dann wieder leichter.

»Wirklich ge-
fährlich wird
es, wenn man die
Angst nicht in
den Griff be-
kommt.«

Könnt ihr die Sturzanxiety an solchen Stellen ausblenden?

Blondi: Am Anfang war ziemlich viel Unsicherheit dabei, aber mit der Zeit habe ich gelernt, den mobilen Sicherungsgeräten zu vertrauen. Beim normalen Sportklettern an Haken habe ich sowieso kaum noch Angst zu fallen.

Dominik: Ich glaube jeder von uns hatte in der Wand mal eine Phase, in der er sich etwas mehr Gedanken gemacht hat. Bei mir war das während unserer Erstbegehung: In der zweiten Seillänge war das Gestein ziemlich brüchig und ich musste unseren Standplatz an einem ziemlich unsicheren Punkt bauen. Ich bin fast zwei

Stunden lang an dieser Stelle gegangen, bis ich mit der Absicherung einigermaßen zufrieden war und den endgültigen Stand eingerichtet habe.

Michi: Man muss es schaffen, diese Angst in den Griff zu kriegen, sonst kann man die Tour nicht genießen und vor allem auch nicht mehr rational entscheiden, was man tut. Dann wird es wirklich gefährlich.

Ursprünglich war unser Plan, die Erstbegehung bis ganz nach oben zu ziehen. Aus Zeitmangel, aber auch aus Respekt vor den folgenden Wandabschnitten und dem teilweise sehr losen Gestein in einigen Passagen, endet die Route jetzt stattdessen auf einem logischen Plateau.

Wer eine Kletterroute erstbegeht, der darf ihr auch einen Namen geben. Wie heißt eure Route?

Blondi: Die heißt »Abu Shakra«, das war mein Spitzname bei den Arabern. Übersetzt heißt es wohl sowas wie »The Crazy Blonde« und hat uns so gut gefallen, dass wir die Route danach benannt haben.

Was war für euch die größte Herausforderung auf der Reise?

Dominik: Das Klima war schon eine ziemliche Einschränkung. Mittags war an Klettern nicht zu denken, also konnte man entweder sehr früh aufstehen oder erst am Nachmittag in die Tour einsteigen, wenn man von der Hitze aber schon völlig schlapp war. Gerade die ersten paar

Tage waren schlimm, da hatte es Anfang Mai schon an die 40 Grad. Das Klettern war bei solchen Temperaturen natürlich brutal anstrengend. Wahrscheinlich hätten wir einfach noch früher im Jahr fahren sollen... Außerdem habe ich die Tatsache, dass wir so viel Ausrüstung von verschiedenen Sponsoren bekommen hatten, als Druck empfunden. Das musste einfach etwas werden!

Habt ihr schon ein neues Projekt?

Dominik: Ich kann mir gut vorstellen, nochmal nach Jordanien zurückzukehren, aber ich entdecke auch immer gerne Neues. Es stehen noch so viele Orte auf meiner Liste, die ich irgendwann im Leben sehen möchte!

Blondi: Bis für mich im September die Schule beginnt, geht es noch einen Monat nach Thailand und danach mit Michi zum Klettern nach Norwegen.

Michi: Wenn die Prüfungszeit an der Uni vorbei ist, werden Dominik und ich bestimmt auch wieder öfter in der Heimat klettern. Aber das nächste große Projekt kommt bestimmt!

Anna Jopp (22)

hat nach Abschluss ihres Bachelors in Amerikanistik endlich auch wieder viel Zeit zum Klettern – allerdings lieber an den gut abgesicherten Felsen im Regensburger Umland.



Schiedsrichter im Rollstuhl

Mit vier Rädern auf dem Fußballplatz – ein Paradebeispiel für die Inklusion. Ein Rollstuhl ist für Frank Reinel kein Hindernis. Erst recht nicht, wenn es um Fußball geht.

Text: Matthias Reinel
Fotos: Hans Reimann

Auf der Bezirkssportanlage am Regensburger Weinweg ist die Hölle los. Ein American-Football-Spiel zwischen den *Regensburg Phoenix* und den *Passau Pirates* hat einige hundert Fans angezogen. Cheerleader sorgen für Stimmung. Auf den Nebenplätzen wird Fußball gespielt.

merkt, mit welchem Stolz er bei der Sache ist.

»Man muss das Unmögliche versuchen, um das Mögliche zu erreichen« hatte einst Herrmann Hesse gesagt. Ganz getreu nach diesem Motto lebt Frank Reinel. Der 33-Jährige leidet an Arthrogryposismultiplex congenita, einer ange-

gibt es keine mehr. »Die kennen mich alle schon«, sagt er. Vom Footballtrubel haben sich gerade mal eine Handvoll Zuschauer auf den Nebenplatz der Bezirkssportanlage verirrt. Kaum auf dem Platz, pfeift Reinel das Spiel an.

Mit der rechten Hand steuert er den Joystick seines Elektrorollstuhls, mit der linken zeigt er an, in welche Richtung gespielt wird. Der Rollstuhlfahrer ist viel unterwegs. Um den Spielern nicht im Weg zu sein, fährt er häufig sogar neben dem Platz auf und ab. Sehr routiniert und souverän leitet er die Partie. Schnell ist klar: Der Mann weiß, was er tut.

An die Pfeife kam Reinel bereits zu seiner Schulzeit. Aus Angst vor Langeweile während des Sportunterrichts gab der Rollifahrer den Schiedsrichter. »Das ging dann so weit, dass sogar für Brennball ein Schiedsrichter erfunden wurde«, erinnert er sich. Nach dem Abitur studierte Reinel Jura an der Uni Regensburg und pfiff gelegentlich auf Uni- und Privatturieren. »Als mein Studium dann nach dem zweiten Staatsexamen vor dem Abschluss stand, merkte ich: Hoppla! Wie soll's denn jetzt weitergehen?« Also entschloss sich Frank Reinel dazu, beim Bayerischen Fußballverband offizieller Schiedsrichter zu werden. 2006 legte er

»Schiedsrichter-Sein war schon immer meine große Leidenschaft und macht mir einfach riesig Spaß.«

In der Behindertentoilette, welche Frank Reinel als Umkleidekabine dient, ist der Trubel nur gedämpft zu hören. Der 33-Jährige sitzt allein in der fensterlosen Zelle. Neonleuchten tauchen den sterilen Raum in grelles Licht. An der Steckdose klemmt das Ladekabel des Elektro-Rollstuhls. Reinel wartet, bis es endlich Zeit ist, auf den Platz zu fahren. Fahren? Ja, fahren! Frank Reinel rollt auf den Platz. Er ist in Deutschland der einzige Fußballschiedsrichter im Rollstuhl. Seit 2006 pfeift Reinel offizielle Spiele des Bayerischen Fußballverbands. »Schiedsrichter sein war schon immer meine große Leidenschaft und macht mir einfach riesig Spaß.« Wenn er über sein Hobby spricht, glänzen seine Augen und man

borenen Gelenksteife, und ist seit jeher an den Rollstuhl gebunden. Dass er sich davon nicht abhalten lässt, seinen Zielen und Träumen nachzugehen, ist für ihn das Normalste auf der Welt. Auch an diesem Sonntag steht – nein sitzt – der Schiedsrichter wieder auf dem Platz.

Er leitet das A-Klassenspiel zwischen dem NK Hrvatska Regensburg und der Reservemannschaft der SpVgg Ramspau. Weil der Rolli-Fahrer auf dem Platz schnell friert, lässt er meistens eine lange Hose an. Nur das typische Schiedsrichter-Trikot mit den neonoranen Streifen muss er sich noch überziehen. Für Reinel ist der Ablauf reine Routine.

Pünktlich zum Anpfiff fährt der 33-Jährige auf den Platz. Überraschte Blicke

die Prüfung mit null Fehlern ab. »Seitdem kann ich sagen, schaut her, ich hab's gelernt.« Reinel möchte gerne noch in höheren Ligen schiedsrichten, Kreisliga lautet das Ziel. »Im Team, also mit Assistenten, zu pfeifen, ist auf jeden Fall noch mein Ziel. Dazu müsste ich noch zweimal aufsteigen.« Reinel bewegt seinen Rollstuhl viel, muss nur selten einschreiten und löst umstrittene Situationen meist mit einem lockeren Spruch. »War doch gar nicht so schlimm!«, heitert er die Gemüter nach einem rüden Foulspiel wieder auf.

»Er ist ein richtiges Vorbild für so viele Menschen da draußen!«

Zur Pause steht's noch 0:0. Autoritätsprobleme hatte Reinel bislang noch nie auf dem Platz. Ob das mit seiner Behinderung zusammenhängt, kann der Rollstuhlfahrer nicht sagen. »Wenn Sie mir den Wunsch erfüllen, einmal unbehindert das gleiche Spiel nochmal pfeifen zu dürfen, kann ich das beantworten. So fehlt mir der Vergleich.«

Auch Mario Soric, Auswechselspieler von NK Hrvatska, ist sich nicht sicher. »Ich sag's mal so, der Ton macht immer die Musik. Für mich ist Frank Reinel in erster Linie Schiedsrichter und nicht Behinderter.« Der 39-Jährige mit kroatischen Wurzeln hat großen Respekt vor dem ambitionierten Referee. Sorics Vater ist ebenfalls körperlich behindert. Für Reinel hat er nur lobende Worte: »Ich finde das klasse! Er ist ein richtiges Vorbild für so viele Menschen da draußen!«

Während Soric redet, fällt das längst überfällige 1:0 für Ramspau. Es folgt schnell das 2:0 und dann das 3:0. Als alles nach einem Kanter Sieg aussieht, kommt überraschend der Anschlusstreffer und die Männer von Hrvatska schöpfen nochmal Hoffnung. Mario Soric wird vom Trainer beordert, sich zur Einwechslung bereit zu machen.

Das Spiel wird jetzt hektischer und Reinel muss häufiger einschreiten. Der schrille Pfiff der Trillerpfeife ist jetzt öfter zu hören als in der ersten Halbzeit.

Der Himmel hat sich verdüstert. Es wird ruppiger. Trotzdem kommt Reinel ohne gelbe Karte aus. Selbst umstrittene Situationen löst er souverän. Nach Fouls ist er

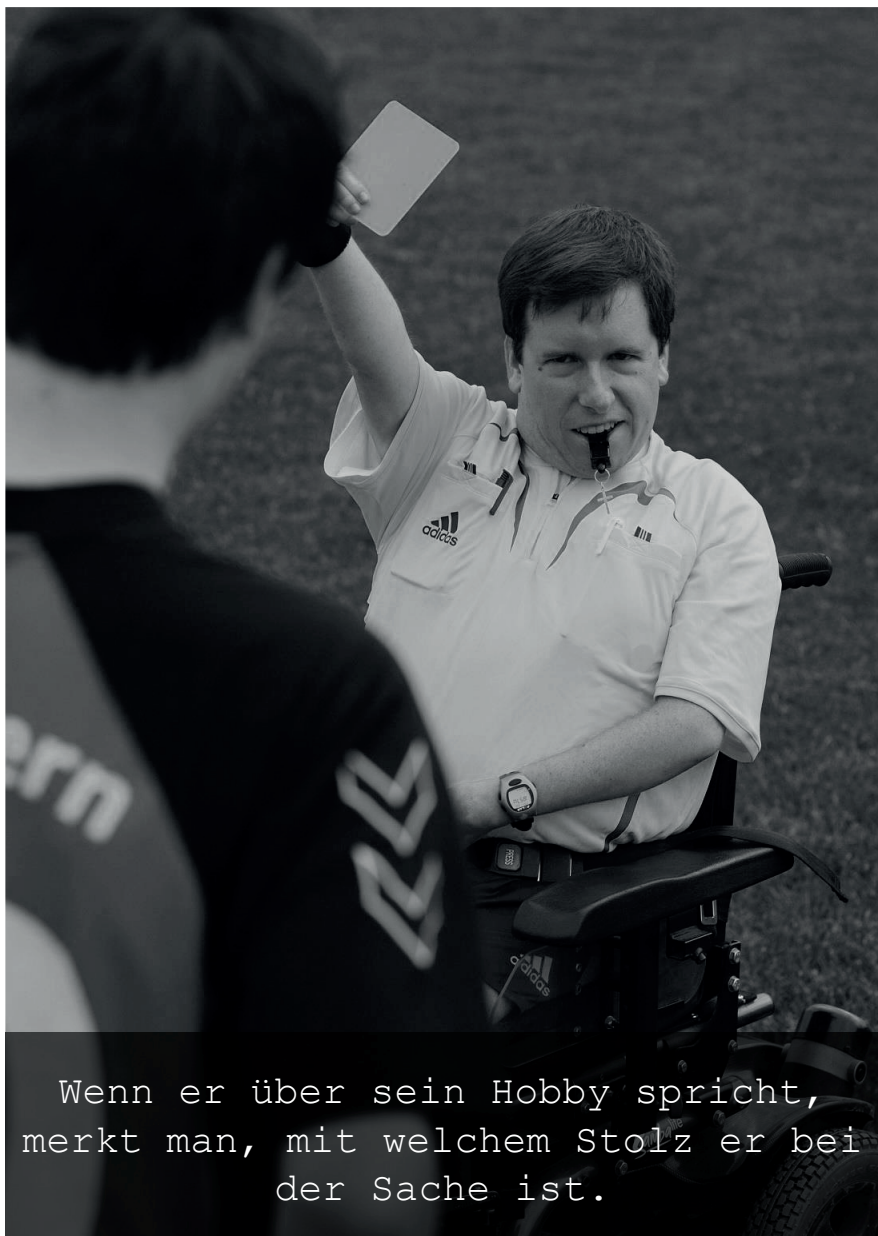
schnell am »Tatort« und beruhigt mit Worten und Präsenz.

Das Spiel endet 3:1 und mit dem Schlusspfiff verfliegt auch der Ärger der Spieler. Die Meisten gehen zum Shakehands zu Reinel, bedanken sich und gratulieren zu seiner Leistung. Der Rollifahrer ist glücklich und flachst: »Am Ende ist's dann doch nochmal hektischer geworden, hätte ich gar nicht erwartet!«

Matthias Reinel (25)

studiert Politikwissenschaft im achten Semester und teilt mit Frank Reinel nicht nur die Leidenschaft für Fußball, sondern auch den gleichen Nachnamen – reiner Zufall. Die beiden sind weder verwandt noch verschwägert.

Ab dem 1. August übernimmt Frank Reinel das neu geschaffene Amt des Inklusionsbeauftragten der Stadt Regensburg. So kann er die Inklusion künftig nicht nur auf dem Fußballplatz vorantreiben. Die Lautschrift-Redaktion wünscht Frank Reinel für die kommenden Aufgaben alles Gute.



Wenn er über sein Hobby spricht, merkt man, mit welchem Stolz er bei der Sache ist.

Und wer ist Ihr Vorbild?

Text und Foto: Anastasia Kaup

Ein Leben lang halten viele Menschen sich an Vorbilder: Muhammad Ali, Mutter Theresa, Mahatma Gandhi, Sophie Scholl... Vorbilder sind Figuren, die Werte darstellen und vorleben. Und weil es eine ebenso beliebte wie schwierige Frage ist, an welche Werte wir uns nun halten sollten, ist auch die Diskussion um Vorbilder nicht ganz einfach.



Prof. Dr. Jörg Fritzsche lehrt Bürgerliches Recht, Wirtschafts- und Handelsrecht.

Wie aus dem Wort schon hervor geht, ist ein Vorbild ein vorgelebtes Bild, das aufgrund von subjektiv assoziierten Eigenschaften nachahmenswert ist. Aber was genau macht ein Vorbild aus? Noch bevor ich mich setzen kann, ist Fritzsches erste Feststellung klar und deutlich: »Der Begriff Vorbild ist völlig überhöht! Man braucht nicht zwingend ein Vorbild, um erfolgreich zu leben.« Er selbst habe auch kein konkretes Vorbild.

Einen persönlichen Helden gibt es für Fritzsche nicht, allerdings gebe es einige Personen, zu denen er aufschau. Vor allem beim Übergang vom Jugendlichen zum Erwachsenen sei es wichtig, jemanden zu haben, an dem man sich orientieren kann. Das kann nur etwas sein, was einem vorgelebt wird.

»Man sollte seine Vorbilder nicht blindlings vergöttern.«

Vorbilder dienen im diesem Sinne also als Spiegel und zur Selbstfindung. Gesucht wird immer die Maxime für richtiges Handeln, die eher aus uns selbst heraus kommt als aus einer abstrakten Idee. Daher brauchen wir Ideale, nach deren Verwirklichung wir streben können, mit denen wir uns identifizieren – sonst sind wir einem Gefühl der Leere ausgesetzt.

Das menschliche Urbedürfnis nach Vorbildern wirft die Frage auf, ob unsere Gesellschaft nicht einen gewissen Konsens darüber braucht, was als vorbildlich gilt. Die Idealisierung hat Vor- und Nachteile. »Es ist wichtig, dass man seinen eigenen Weg geht. Vorbilder dienen zwar der Orientierung bei der persönlichen Weiterentwicklung, trotzdem sollte man sie nicht blindlings vergöttern, da sie nur als Unterstützung bei der Selbstfindung dienen sollen und diese nicht ersetzen«, sagt Fritzsche.

Mit der Persönlichkeitsentwicklung ändern sich auch die eigenen Vorbilder, die man selektiv und für einzelne Aspekte, aber selten pauschal für das ganze Leben findet. Das können nahe stehende Personen aus dem Familienkreis sein wie die Eltern oder externe Vorbilder aus dem öffentlichen Leben. Diese Personen haben eine Gemeinsamkeit: Sie werden dafür bewundert, dass sie für oder gegen etwas kämpfen oder sich durch bestimmte Charakterzüge auszeichnen.

Die Gesellschaft sucht sich ihre neuen Ideale, indem gesellschaftliche Koordinaten ermittelt werden: Vorbilder zeichnen sich durch aufklärende, bildende, provokante, diplomatische oder nächstenliebende Eigenschaften aus. Es gibt viele Menschen, die man für bestimmte Eigenschaften bewundert. Seien es gute Taten, die Charakterzüge oder ganz banal rein oberflächliche Dinge wie das äußere

Erscheinungsbild. Leitfiguren sind wichtig, weil sie durch ihr Verhalten und ihre Wertvorstellungen im Alltag Orientierung bieten. Als Hoffnungsträger machen Vorbilder Mut und helfen als Wegweiser, schwierige Situationen im Leben zu meistern.

Die Suche nach Vorbildern ist ein gesellschaftlicher Reflex

Die Suche nach Vorbildern ist ein gesellschaftlicher Reflex, der uns dabei hilft, uns über uns selbst klar zu werden. Jede Zeit hat andere Fragen und andere Vorbilder. Geht man beispielsweise ein paar Jahrzehnte zurück in die 68er-Generation, verkörperten große Legenden wie Ché Guevara und Jimi Hendrix im Sinne eines »Wir-Charakters« eine revolutionäre Aufbruchstimmung.

In den Jahren des Aufbruchs und der Rebellion protestierte man gegen starre Strukturen, sie standen für etwas, das noch größer als sie selbst war. Als »jugendlicher Prophet« galt zum Beispiel Bob Dylan als der Vorreiter unter den Idolen der 68er Bewegung, weil er der Welt etwas zu sagen hatte und die scheinbar unverfälschte Wahrheit verkündete.

Das Problem der heutigen jungen Träumer ist allerdings der klare Mangel an wahren Vorbildern. »Moderne Helden«

wie Kim Kardashian und Justin Bieber sind Leute aus einer gold-glänzenden, glamourösen Scheinwelt – das macht die Suche verdammt schwer.

Traurig zu beobachten ist, dass die klassischen Vorbilder zwischen Fernsehbildern und Netzwerkgeneration via Social Media verschwinden. Denn im Grunde geht es in diesen medialen Spiegelstechereien immer um das Gleiche: Die Menschen wollen gesehen werden, sie wollen erkannt und vor allem anerkannt werden. Ihr Bild selbst bestimmen – ihr eigenes Vorbild sein.

Wir brauchen eine neue Vorbildlichkeit

Wenn nun alles und jeder online ist, dann hat das auch Konsequenzen für die Art, wie Vorbilder überhaupt noch funktionieren. Da sind Leute, die wenig können, außer sich selbst darzustellen, alleine dafür berühmt sind, dass sie berühmt sind. Die größten Vorbilder brauchen heute offenbar selbst Vorbilder, an die sie sich halten können.

Bei Vorbildern geht es heute nicht darum, dass alles, was sie tun, vorbildlich ist. Vielleicht müssen Vorbilder heute in gewisser Weise näher am Leben sein. Beispielsweise ist Engagement nicht länger etwas Abstraktes, wenn man sich an einer Person aus dem Bekannten- oder Freundeskreis orientiert anstatt an Nobelpreisträgern. Vorbilder von heute müssen nicht mehr perfekt sein, denn Vorbilder sind auch nur Menschen. Menschen sind fehlbar. Vorbilder sollten ein wirkliches Gesicht haben, mit realen Problemen, ungeradem Lebenslauf, Sturz und Scheitern – es sind eher die gebrochenen Helden, die oft gerade deswegen Vorbilder sind.

Anastasia Kaup (19)

studiert Jura im zweiten Semester und hält nicht viel von berühmten Vorbildern. Ihr Vorbild ist ihre Cousine.

Sei (k)ein Held!

Text: Rebecca Simmerl

Wir tun etwas, weil alle es tun und sagen Dinge, um anderen zu gefallen. Dabei geben wir vor, jemand zu sein, der wir gar nicht sind. Ein Plädoyer für den Widerspruch.

Wenn man an einen Antihelden denkt, kommt einem sofort einer in den Sinn: Batman. Auch wenn er gegen das Böse kämpft, ist er nicht im klassischen Sinn ein Held. Er macht sein eigenes Ding, schwimmt gegen den Strom. Und seien wir doch ehrlich, etwas Rebellisches oder Heldenhaftes in sich zu haben, wünscht sich jeder ab und zu. Die Frage ist allerdings, wie sich das im Alltag umsetzen lässt.

Manchmal tut es gut, das Wort mit den vier Buchstaben auszusprechen

Anfangen könnte man hier: Man ist mit seiner Clique abends unterwegs und geht in eine Bar. Alle bestellen sich ein alkoholisches Getränk. Du auch? Wirst du dich für ein »jungfräuliches« Getränk wie etwa Wasser oder Spezi entscheiden oder machst du mit, nur weil alle es tun? Du musst kein Held sein und hier die Welt retten wollen, aber du kannst dennoch einen kleinen Moment lang als Antiheld agieren. Sag einfach mal »NEIN!« Warum mitmachen, wenn du nicht überzeugt bist? Warum schön brav folgen, wenn du doch gar nicht willst? Dabei muss es gar nicht der Alkohol sein. Auch Dinge wie etwa Facebook

oder Whatsapp legt sich nicht jeder zu. Aus dem einfachen Grund: »Ich brauch das nicht und lebe ohne genauso.« Sicher muss man sich nicht permanent allen in den Weg stellen, doch gibt es bestimmt oft im Leben diesen Moment, in dem es gut tun würde einfach dieses kurze Wort mit den vier Buchstaben klar und deutlich auszusprechen.

Du hast Angst davor, wie die anderen dann reagieren? Denk mal nach: Kümmert es Batman, was die Leute über ihn denken? Oder irgendeinen anderen Superhelden? Was ist denn wichtiger: Den anderen zu gefallen oder dir selbst im Spiegel in die Augen sehen zu können? Deine wahren Freunde akzeptieren dich genau so, wie du bist und nicht, weil du vorgibst jemand anderes zu sein. Also: Trau dich! Sei ab und an ein Antiheld in der Gesellschaft. Genauso wie in jedem Superheldenfilm, wirst auch du Anhänger haben, die deine Taten gut heißen und zu dir halten.

Rebecca Simmerl (22)

studiert Lehramt Gymnasium in den Fächern Deutsch, Geschichte und Sozialkunde. Sie wird sich in Zukunft zweimal überlegen, ob sie wieder stillschweigend alles mitmacht oder auch mal versucht, »Nein« zu sagen.

Helden der Nacht

Text: Selina Bayes, Anastasia Kaup und Anna Köglmeier
Fotos: Anastasia Kaup

Feiern gehen, das können wir alle: Rein in den Club, abtanzen, trinken und hoffentlich sicher wieder nach Hause kommen. Wir haben uns auf der Suche nach wahren Helden für euch ins Regensburger Nachtleben gestürzt: Neben knallharten Türstehern und stressresistenten Barkeepern ist uns dabei auch der ein oder andere Frauenheld begegnet.



23 Uhr –
ab in den Club!

Türsteher Tobias schiebt seit fünf Jahren hauptberuflich seine Nachtschicht. Gemeinsam mit Sebastian, der nebenbei sogar noch als Personal Trainer arbeitet, haben sich die beiden allen Respekt verdient. Als gut eingespieltes Team sorgen sie in der Regensburger Clubszene für Ordnung. Erst vor kurzem musste Sebastian bei der »We Love College«-Party der Studentenverbindung Franconia eingreifen, als einem Mädchen von einem Betrunkenen die Nase gebrochen wurde. »Generell nehmen solche Gewaltausbrüche leider punktuell zu«, sagt Sebastian. In solchen Situationen einen kühlen Kopf zu bewahren und die Kontrolle zu behalten, und das auch noch zu später Stunde – für uns eine echte Heldentat.

23.15 Uhr –
erst mal an die Bar!

Penetrante Anmachsprüche muss sich die hübsche Barkeeperin Conny bei jeder Schicht anhören – trotzdem bleibt sie selbst bei voller Bude freundlich und geduldig. Dass so mancher Gast ab einem gewissen Alkoholpegel Höflichkeitsformen schnell mal vergisst, sieht Conny locker: »Das gehört bei diesem Job einfach dazu!« Aber noch viel beeindruckender ist, dass die Dame hinter der Theke am nächsten Tag um 08:00 Uhr ihrem eigentlichen Job als Bürokauffrau nachgehen muss. »Heute geht's bestimmt noch bis 04:00 Uhr, deshalb arbeite ich normalerweise lieber am Wochenende.« Na, wenn das Conny nicht zu einer Heldin der Nacht macht!



*Conny
– Heldin hinterm Tresen*



Super-Mareo

Auch ihr Kollege Mareo fällt definitiv in diese Kategorie. Trotz der anstrengenden Arbeitszeiten ist er mit Leidenschaft Barkeeper: »Seht euch doch mal um hier: Man ist ständig in Kontakt mit neuen Leuten und hört dabei auch noch coole Musik.« Natürlich kann einem am Dult-Mittwoch auch ganz schnell wieder die Lust vergehen. Wie Mareo uns berichtet, kann es ab und an mal vorkommen, dass ein Gast seinen Mageninhalt auf dem Tresen entleert. Das muss Mareo dann so schnell wie möglich selbst aufwischen. Aber trotzdem liebt er seinen Job und genau das macht ihn so sympathisch. Oder waren es doch die Shots, die er uns aufs Haus spendiert hat?



Marcel - Frauenheld

00:30 Uhr -
rein in die
testosterongesteuerte
Menge

Auf der Suche nach einem typischen Frauenhelden sticht uns ein Kandidat sofort ins Auge. Straffe Muskeln zeichnen sich unter seinem Hemd ab, seine tiefbraunen Augen visieren die Beute an, schnell vereinbart er die Tanzfläche für sich, die Girls stehen schon Schlange – so kommt es unserem Marcel zumindest vor. Als er von unseren Absichten erfährt, lässt er seine Kumpels stolz wissen: »Hey Jungs, hab'n Interview am Start!« Auf unsere Frage, wie viele Frauen er schon erobert hat, möchte er dann aber lieber keine Angaben machen – »Das wird ja veröffentlicht, oder?« Aber eins verrät der Charmeur uns doch: Er ist ein exzellenter Küsser. Mädels, nehmt euch in Acht!

03:30 Uhr -
Anmachsprüche vom
Feinsten, dafür Drinks
umsonst

Ein Duo der ganz anderen Sorte lernen wir in einer Bar kennen, die vorwiegend Schlagerhits spielt. Selbstbewusst antworten die zwei Jungs auf fast alle Fragen: »Mia san immer geil!« Auch mit ausgetüftelten Strategien, die sie verunsichern sollen, erreichen wir nichts: »Tz, mia jemals als Versager? Tz! NEIN! Natürlich NICHT!« Robert und Flo passen perfekt in das Klischee der Frauenhelden. Sie wollen ganz schnell die Führung übernehmen: »Ez han mia dro mit frong!« Auch beim Fotoshooting zeigen sie ihren Sex-Appeal, wobei sie vor allem mit Hebefiguren punkten können. Auf der Suche nach Ladies sind sie aber eher an der Bar, denn: »Wer tanzt, hod koa Geld zum Sauffa!« Bezahlt werden muss das Interview bei den begehrten Männern übrigens mit drei Handynummern.



*Flo & Robert
- auf der Suche nach Gspusis*

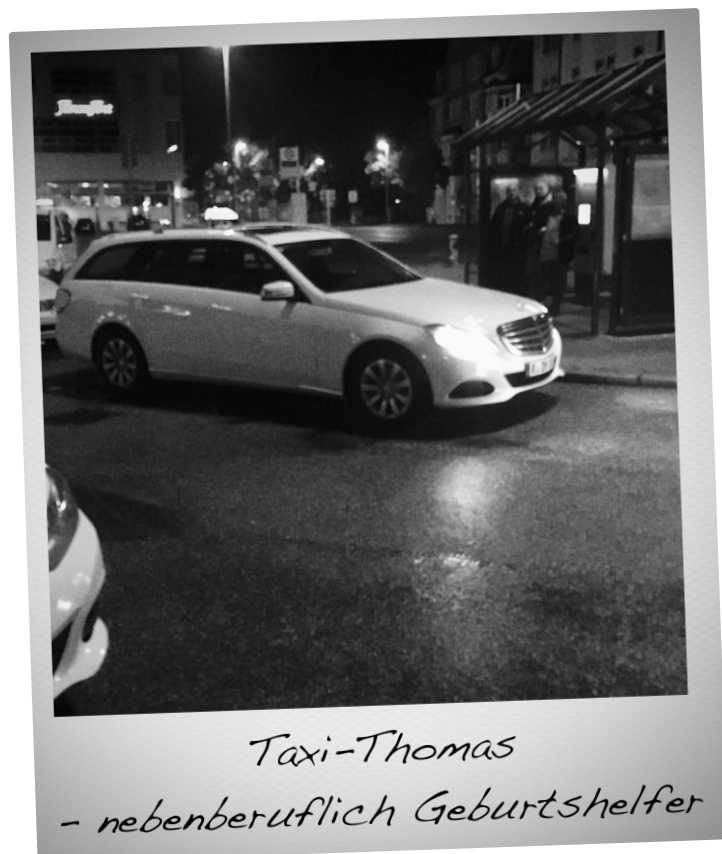
05:00 Uhr –
auf dem Heimweg noch
ein Snack

Seit 45 Jahren steht sie jeden Tag um halb Vier auf, um ihren Würstelstand um Punkt fünf Uhr morgens für hungrige Partygäste zu eröffnen. Auf der Speisekarte steht alles, was das Herz begehrt: Knackersemmeln, Currywurst und Co. Besonders rentabel sei das Geschäft schon länger nicht mehr, da ihr der Bahnhofsdöner die Kunden klaue. Immerhin blieben ihr jetzt die frühmorgendlichen Schlägereien erspart, die vor einigen Jahren auf der Nachtordnung standen. Außerdem wurde ihr neben zahlreichen Beschimpfungen auch schon ein schwerer Schlüsselbund an den Kopf geworfen. Obwohl Erika schwierige Kunden, harte Arbeitszeiten und dafür auch noch wenig Umsatz hat, sieht sie sich selbst eher nicht als Heldin. »Was is scho a Held? Jemand der Leben rettet vielleicht. Aber ich bin's ned.« Das sehen wir anders und werden uns beim nächsten nächtlichen Hunger den klassischen Schmidberger gönnen.



*Erika Schmid's Wurstbraterei
- fritteusenfrische Fritten für 1,60€*

05:15 Uhr –
ab nach Hause!



*Taxi-Thomas
- nebenberuflich Geburtshelfer*

Seit über zehn Jahren ist Taxifahrer Thomas für viele Partyfreunde die letzte Rettung. Statt sich auf die sichere Heimreise zu freuen, haben die Gäste allerdings anderes im Sinn. So kommt es nicht selten vor, dass sein Auto von Betrunkenen vollgekotzt oder gar mit Bierflaschen beworfen wird. Das muss der Arme alles selbst aufwischen, Entschuldigungen gibt es nicht, genauso wenig wie Trinkgeld. Stattdessen muss er schon mal unbezahlte Fahrten – »schnell kemmts, dem laff ma weg« – sowie beleidigende Infragestellungen seines Orientierungssinns – »Der Idiot kennt si ned aus« – über sich ergehen lassen. Neben dem Heimfahren betrunkenen Gäste konnte er auch schon mal zu einem kleinen Wunder beitragen, indem er eine hochschwangere Frau nicht nur sicher, sondern auch rechtzeitig ins Krankenhaus brachte. Mit all dem hat sich Taxi-Thomas auf jeden Fall den Heldentitel verdient!

Selina Bayes (18)
studiert Medienwissenschaft und Politikwissenschaft. Auf
Flos Händen schwebte sie auf Wolke sieben.

Anna Köglmeier (21)
studiert Medienwissenschaft und Kulturwissenschaft. Laut
Frauenheld Robert sieht sie haargenau so aus wie Selena
Gomez. Ja. Fast!

Anastasia Kaup (19)
studiert Jura und ist nachhaltig schockiert von der männli-
chen Heldenwelt.



»Wenn der noch einmal »happy little clouds« sagt...!«

Seit Jahrzehnten flüstert der längst verstorbene Bob Ross mit »The Joy of Painting« nachts Fernsehzuschauer in den Schlaf. Wirklich mitgemalt haben die wenigsten. Eine Malstunde beim Meister.

Text: Anna Jopp
Fotos: Sarah Marcinkowski/ youtube.com

Es ist ein Überraschungserfolg: Ein ehemaliger Luftwaffen-Soldat malt in seinem eigenen Keller ein paar Ölbilder, Kameras nehmen das Ganze auf. Eigentlich will er damit Werbung für seine Malkurse machen, später für Schritt-für-Schritt-Bücher und Kunstutensilien werben, die unter seinem Namen erscheinen. Doch die Sendung wird Kult. Elf Jahre lang, bis kurz vor dem Krebstod des Malers 1995, werden neue Folgen ausgestrahlt, Wiederholungen von Bob Ross' »The Joy of Painting« sind

Mit seiner ganz eigenen, idyllischen Welt, in der »happy little trees« an einem gemalten Seeufer auf »little animal friends« treffen, die sich der Zuschauer beim Nachmalen doch bitte vorzustellen habe, bildet der Mann mit der Lockenmähne, den Pinsel in der einen, die Farbpalette in der anderen Hand, einen Gegenpol zu den schnellen Schnitten und lauten Blockbustern anderer Programme. Aber taugt »The Joy of Painting« abseits dieser unbestreitbar beruhigenden Wirkung auch zum ursprünglichen Zweck

Mit seiner ganz eigenen, idyllischen Welt bildet der Mann mit der Lockenmähne einen Gegenpol zu den schnellen Schnitten und lauten Blockbustern anderer Programme.

noch heute in vielen Ländern fester Bestandteil des Fernsehprogrammes. Auch in Deutschland ist wohl fast jeder beim nächtlichen Zappen schon einmal darüber gestolpert und hat sich von Ross' hypnotisch-sanfter Raunestimme in den Schlaf murmeln lassen. Im Internet werden Mitschnitte der Sendung tausendfach aufgerufen. Dabei sind es keineswegs, wie bei einem Tele-Malkurs zu erwarten, die Bilder oder die »Nass-in-Nass«-Technik, die »The Joy of Painting« Kultstatus beschert haben – es ist Ross selbst.

der Sendung, nämlich dazu, Laien das Malen beizubringen? Ein Selbstversuch an einem heißen Juni-Nachmittag zeigt: Ein bisschen. Eine geeignete Folge ist schnell gefunden: Das Endprodukt in »Distant Mountains« (Staffel 14, Episode 1 – insgesamt gibt es über 400 Folgen), fügt sich in Sachen Kitsch und amerikanisch-übertriebener Farbenfreude zwar ganz vorzüglich in Ross' Gesamtwerk, wirkt dabei auf den ersten Blick aber technisch vergleichsweise weniger anspruchsvoll.

Um live mitzumalen, wäre uns Ross' Tempo aber trotzdem zu schnell. Immer wieder müssen wir die Sendung anhalten oder ein Stück zurückspulen, um den letzten Schritt nachzuvollziehen. Die sanfte Stimme des Malers, welche der Sendung sonst ihren Reiz verleiht, geht spätestens bei der dritten Wiederholung der gleichen Geschichte gehörig auf die Nerven. Dennoch: Ross erklärt jeden Schritt einleuchtend und wir verstehen, was zu tun ist. Unsere Bilder sind nicht annähernd so fotorealistisch wie die Vorlage bei Ross und selbst wenn wir seine Pinselstriche vermeintlich genau imitieren, ist unser Stümpertum schon während des Malens kaum zu verheimlichen: Auf eigene Motive übertragen könnten wir die Techniken definitiv noch nicht. Dennoch sind wir mit dem Ergebnis für den ersten Versuch erstaunlich zufrieden. Na gut, bei der Anzahl der großen Bäume haben wir aus Platzgründen ein bisschen geschummelt. Statt des Künstlerspachtels musste ein Teigschaber herhalten, statt der breiten Pinsel ein Blatt Küchenrolle und statt eines abgedunkelten Ateliers mit höhenverstellbarer Staffelei dienten die eigenen Knie als Ablagefläche in einer mit Zeitungspapier ausgekleideten WG-Küche. Alles egal, denn: »There is no cheating in painting.« Tiefenentspannt legen wir die Leinwände zum Trocknen.



Oben: Bob Ross zaubert mit Leichtigkeit eine realistische Berglandschaft auf die Leinwand.

Rechts: Unsere eigenen Versuche sind lange nicht so gut wie das Original, zufrieden sind wir trotzdem.

Unten: Eine WG-Küche musste als Atelier erhalten.



Anna Jopp (22), Sarah Marcinkowski (19) und Ludwig Spitaler (22) haben sich beim Malen zwar nicht mit Ruhm, aber dafür mit ordentlich Farbe bekleckert.



Ein Superheld kommt selten allein

Interview: Jessica Stiegemayer
Fotos: Hans Reimann

Kaum ein Genre hat in letzter Zeit einen solchen Aufschwung erlebt wie Comicverfilmungen. Während die Betreiberin des *Regina*-Kinos, Doris Lerchl-Goldermann, gänzlich auf die maskierten Helden verzichtet, flimmern sie bei Achim Hofbauer im *Garbo* regelmäßig über die Leinwand.

Frau Lerchl-Goldermann, was zeichnet für Sie einen Helden aus?

Ein Held ist ein mutiger, tapferer, couragierter und für andere Menschen oder Wesen einstehender Mensch.

Die klassischen kostümierten Helden wie Superman oder Captain America sucht man im Programm des Reginakinos vergebens. Dennoch kann man viele der Hauptfiguren in den von Ihnen gezeigten Filmen ohne Zweifel als mutig, tapfer und couragiert bezeichnen.

Während die Helden in den Marvel-Verfilmungen als sehr stark, unbesiegbare und makellos auftreten, kommt der Held in den Filmen, die wir spielen, eben nicht mit Maske und Kostüm daher. Brauche ich, um ein Held zu sein, überhaupt ein Cape? Es handelt sich hierbei um eine Art »Hauptmann-von-Köpenick-Effekt«, nur dass der Superheld keine Uniform wie der Hauptmann trägt, sondern sein Superheldenkostüm. Demjenigen gegenüber, der das Cape anhat, verhalten sich die Menschen ganz anders. Das wirft eine weitere Frage auf: Braucht der Zuschauer die Verkleidung, um einen Helden zu erkennen?

Wenn Sie die aktuellen Filme in Ihrem Programm betrachten, wer kommt Ihnen da als Held in den Sinn?

Urmila, eine junge Frau, die als 12-Jährige von ihren Eltern als Haussklavin verkauft wurde, jedoch fliehen konnte und nun schon 13.000 Mädchen bei ihrer Flucht geholfen hat. Man könnte also sagen, dass sie nicht wie Superman ein Cape anhat, sondern ihr traditionelles Gewand – den Sari – als Superheldenkostüm trägt.

Haben Sie denn jemals einen klassischen Superheldenfilm gespielt?

1990 kam der erste *Batman*-Film mit Kim Basinger, Jack Nicholson und Michael Keaton in die Kinos, den haben wir gespielt. Um den Film gab es damals einen wahnsinnigen Hype. Angefangen von Kostümen bis hin zu Videospielen, die es einem ermöglichen, sich selbst in die Rolle des Helden zu versetzen.

»Erkennt der Zuschauer den Helden nur an der Verkleidung?«

Trotz des großen Erfolgs der Verfilmungen aus den Comicreihen von DC und Marvel erfahren diese auch einige Kritik. Oft wird beispielsweise die Darstellung von Frauen sehr kritisch betrachtet. Wie stehen Sie dazu?

Ja, es ist schon auffällig, wenn Morena Baccarin, welche die Figur Vanessa Carlyle in *Deadpool* verkörpert, mit Strapsen im Film herumläuft. Dass sich die Drehbuchautoren mit der Genderthematik befassen, zeigt eine Szene, in welcher Deadpool eine Frau während des Kampfes fragt: »Ist es sexistisch, dich zu schlagen oder ist es sexistisch, dich nicht zu schlagen?« Eine Frau als Regisseurin von DC- oder Marvel-Verfilmungen würde vermutlich andere Akzente setzen als ein Mann.

Bei der Verfilmung von *Wonder Woman*, in der Patty Jenkins die Regie führen wird, könnte dies deutlich werden.

Werden sich die Zuschauer bald an den Superheldenfilmen satt gesehen haben?

Es mag sein, dass die Publikumsresonanz bei einer Häufung von Heldenfilmen abnimmt, aber solche Filme wird es immer geben. Das sieht man auch an der *Batman*-Saga, die seit 1990 immer wieder durchgespielt und verändert wurde. Beim Zuschauer, egal ob im Art-House-Bereich, ob männlich oder weiblich, jung oder alt, wird immer der Impuls da sein, einen Helden zu sehen und diesem nachzueifern, jedoch in unterschiedlicher Form.

Herr Hofbauer, sowohl *The First Avenger: Civil War* als auch *X-Men: Apocalypse* sind im Programm des Garbo-Kinos sehr prominent vertreten gewesen. Wieso haben Sie sich dafür entschieden, beide Filme mehrmals täglich zu spielen?

Solche Filme gehen eigentlich immer ganz gut, mittlerweile sind es ja sogar die beliebtesten Filme überhaupt. Gerade im Frühjahr, wenn an sich nicht so viele Besucher ins Kino kommen, sind wir froh um diese Filme. Aber auch die 3D-Technik und das Bild sind sehr gut.

Civil War ist nun der erste Captain America, den wir spielen. Das liegt daran, dass wir erst letztes Jahr auf 3D-Technik umgestellt haben. Daher können wir nun auch die ganzen großen Filme spielen, zuvor ging das einfach nicht. Batman und Spiderman haben wir beispielsweise aber auch schon früher gespielt, bevor das alles mit Marvel anfang.

Letztes Jahr haben wir auf 3D-Technik umgestellt, jetzt können wir auch die ganz großen Filme spielen

Können Sie sich dabei an einen Superheldenfilm erinnern, der besonders erfolgreich lief?

Bei den Batman-Filmen war hier richtig viel los, vor allem *The Dark Knight* lief super.

Civil War hingegen läuft bei uns nicht so erfolgreich. Ich könnte mir das damit erklären, dass wir die *Avengers* auch nicht gespielt haben, wohingegen alle Batman-Filme bei uns liefen. Vielleicht ist den Besuchern gar nicht so bewusst, dass wir nun auch Filme wie *Captain America* spielen.

Was macht die großen Filme um die maskierten Helden so faszinierend?

Zum einen gibt es viele Charaktere, da kann sich jeder einen rauspicken, den er interessant findet. Außerdem sind es auch alles tolle Schauspieler, bei denen es interessant ist zu sehen, wie sie diese Rollen meistern. Auch fortlaufende Geschichten liegen gerade sehr im Trend, das sieht man ja an den ganzen Fernsehserien. Da bieten die Comics natürlich Stoff ohne Ende. Aber vor allem ist es

pure Unterhaltung, man bekommt was geboten für sein Geld.

»Bei Superhelden-Filmen bekommt man was geboten für sein Geld.«

Haben Sie selbst auch einen Liebling unter den Superhelden? Vielleicht aus Ihrer Kindheit?

Als Kind war ich nicht so der Comic-Fan. Und wenn Comics dann nicht *Superman*, sondern lieber *Micky Maus* oder *Fix und Foxi*. Heute wäre ich froh, wenn jedes Jahr ein neuer *Iron Man* rauskäme. Den finde ich persönlich toll, weil er so einen besonderen Witz hat. Außerdem finde ich Robert Downey Jr. als Schauspieler klasse.

***Civil War* wird in der Kritik häufig als psychologischer Thriller bezeichnet und auch sein Vorgänger *Wintersoldier* wurde schon als Politthriller gehandelt. Denken Sie, dass sich das klassische Superhelden-Genre weiter öffnen muss, um erfolgreich zu bleiben?**

Es kann gut sein, dass sich die Filme verändern müssen. Vielleicht werden sie in Zukunft auch noch mehr aktuelle Themen miteinbeziehen. Das ist nur auch immer etwas gewagt, weil das The-

ma zum Zeitpunkt des Filmstarts schon nicht mehr aktuell sein kann.

Die nächsten zwei bis drei Jahre werden die Filme aber sicherlich noch so erfolgreich bleiben. Für die *Avengers* sind jetzt schon zwei neue Filme in Planung und auch für die einzelnen Figuren sind noch weitere Filme geplant. Schon im August kommt *Suicide Squad* raus, der wird auch bei uns wieder was Großes werden.

Jessica Stieglmayer (21) studiert Medienwissenschaft, Vergleichende Kulturwissenschaft und Geschichte. Beim Schreiben dieses Artikels merkte sie schnell, wie schwer es eigentlich ist, den Überblick im Superhelden-Universum zu behalten.



Helden der Kindheit

Text und Fotos: Christine Dachs

Asterix, Indiana Jones, Pippi Langstrumpf, Superman, Winnetou oder Donald Duck – Helden unserer Kindheit. Mit Begeisterung folgte man ihnen durch ihre Abenteuer und ließ die eigene Phantasie mit ihnen durchgehen. Auch wenn es sie nur auf dem Papier, auf dem Bildschirm, im Kino oder auf Kassette gab, so wurden sie doch zu einer ganz persönlichen Erinnerung. Wie war das bei Dir? Wen hast Du in Deiner Kindheit bewundert?



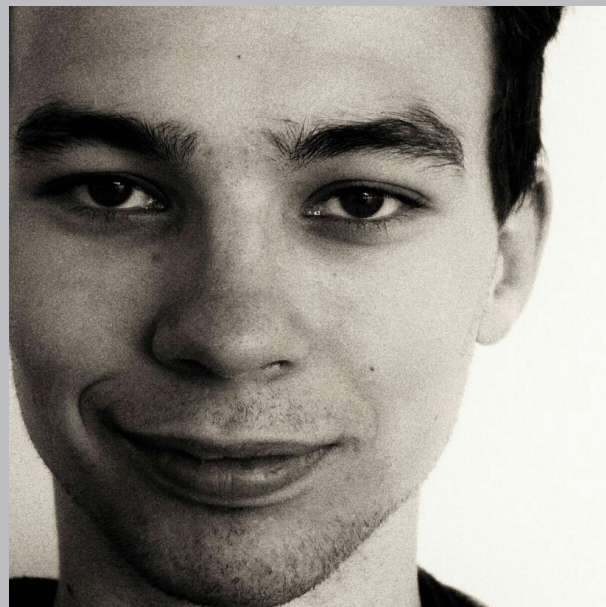
Lucienne (21)

Lehramt Französisch und Geschichte

»Meine Heldin der Kindheit war Lotta aus der Krachmacherstraße. Die Vierjährige lebt mit ihrer Familie in einem gelben Haus in einer schwedischen Kleinstadt. Als Jüngstes von drei Kindern hat sie keinen größeren Wunsch, als endlich all das machen zu dürfen, was für ihre größeren Geschwister Mia-Maria und Jonas schon selbstverständlich ist. Mit viel Selbstvertrauen stürzt sich der kleine Dickkopf also mit dem Stoffschwein »Teddy« in so manches Abenteuer. Einige davon gehen natürlich gründlich schief. So landet Lotta zum Beispiel bei ihrer ersten Fahrradtour mit einem stibitzten Rad prompt im Blumenbeet. Inspiriert von diesem Buch, »Na klar, Lotta kann Radfahren«, bin ich mit fünf Jahren selbst immer heimlich mit dem Fahrrad stiftend gegangen. Gestürzt wie Lotta bin ich zwar nicht, aber mein Vater ist mir einmal mit dem Auto entgegengekommen und dann gab's mächtig Ärger. Heute sind es meine Freunde, die mich inspirieren und mit denen ich auf die besten Ideen komme.«

Manfred (21)
Amerikanistik und Medienwissenschaft

»Früher war ich ein ziemlicher *Star-Trek*-Fan. Daraus resultierte wohl mein Vorbild Jean-Luc Picard, gespielt von Patrick Stewart. Er ist der kommandierende Offizier der Enterprise-D und der Enterprise-E. Als Captain ist er dafür bekannt sehr verantwortungsbewusst, unbeugsam, diplomatisch und äußerst loyal gegenüber der Crew und dem Sternenflotten-Kommando, insbesondere der obersten Sternenflotten-Direktive zu sein. Außerdem steht er stellvertretend für das ganze *Star-Trek*-Universum und die Ansichten und Werte, die ich daraus übernommen habe. So halte ich in Freundschaften Loyalität, Ehrlichkeit und generell die Verbundenheit zur anderen Person sehr hoch. Auch das es immer eine gewaltfreie Lösung geben muss, habe ich wohl aus diesem Franchise. Heute finde ich Inspiration beispielsweise bei Künstlern wie Casper oder Eminem.«



Stella (19)
Politikwissenschaft und Geschichte

»In der Villa Kunterbunt wohnt mit dem Affen Herrn Nilsson und dem Pferd Kleiner Onkel meine rothaarige Heldin der Kindheit, Pippi Langstrumpf. Die freche Neunjährige mit Sommersprossen vereinigt in sich viele Sehnsüchte und Eigenschaften, die sich Mädchen so wünschen. Sie ist ungeheuer stark, mutig, hilfsbereit und freundlich. Obendrein ist sie wahnsinnig lustig und steckt mit ihrem Lachen andere an. Als kleines Kind habe ich mal eine Szene aus dem Film nachgespielt: Ich habe mir zwei Schwämme an die Füße gebunden, einen Eimer voll Wasser und Seife auf den Boden geschüttet und bin so über den Küchenboden gerutscht. Einige Kratzer erinnern an diese zumindest für mich lustige Aktion – meine Eltern waren leider weniger begeistert von meiner tatkräftigen Unterstützung im Haushalt.«

Christine Dachs (19)
 studiert Medien- und Politikwissenschaft
 und hat heute noch manchmal einen
 Ohrwurm vom Titelsong der
 Gummibärenbande.



Heldinnen gesucht!

Text: Franziska Hildbrandt

Illustration: marvel.com

Wenn Superheldinnen dein Weltbild zerstören, ist das Problem vielleicht dein Weltbild: Ein Plädoyer für weniger Scheißköpfigkeit bei Diskussionen über Sexismus in Superhelden-Comics.

Wenn ich einen neuerworbenen Comic aufschlage, dann blättere ich ihn immer erst einmal durch und zähle die Anzahl der objektifizierenden Darstellungen pro Geschlecht, bevor ich ihn lese. Dann vergleiche ich den Inhalt mit allen jemals erschienenen Comics seit 1939 und schreibe anschließend pissige Foreneinträge über das Abweichen der Handlung von der Darstellung der 60er Jahre, die Veränderung von Charakteren – und über Frauen.

Letzteres muss gar nicht spezifiziert werden, immerhin ist das Internet voll von wütend-virtuellen, Speichel versprühenden Abhandlungen, aus denen sich unterm Strich nur eines schließen lässt: Es wäre besser, hätte man Frauen von vornherein völlig von und aus Comics ferngehalten. Ob sie nun dargestellt werden, nicht dargestellt werden, Kleidung tragen, keine Kleidung tragen, die Welt retten oder nicht die Welt retten,... All das regt viele Menschen furchtbar auf. Alternativ könnten ich und alle anderen natürlich auch einfach Spaß an einem

Hobby haben, das effektiv auf das Sammeln von Bilderheftchen mit Sprechblasen hinausläuft. Aber wenn man die, zumindest in Teilen des Internets, tobenden Debatten über Sexismus, Comics und Repräsentation verfolgt, gewinnt man nicht den Eindruck, als könnte irgendwas in diesem Zusammenhang jemals einfach sein.

Speziell in Bezug auf die Filme kann ich zumindest die Aufregung darüber, dass unter der Fahne politischer Korrektheit auf grausigste Weise mit althergebrachter Comic-Tradition gebrochen würde, nicht nachvollziehen – wobei ich einräumen

tierenden Gesellschaft einnehmen.

Da man auf dieser Basis aber praktisch alles kritisieren könnte, was sich seit der Gründung von Marvel im Jahr 1939 gesamtgesellschaftlich geändert hat, erscheint mir das wenig zielführend.

Schon im ersten *Avengers* ist Black Widow, mit Ausnahme von Maria Hill und Pepper Potts, schließlich ziemlich allein auf weiter Flur und auch die restlichen Filme laufen nicht gerade Gefahr, zu Bollwerken des radikalen Feminismus zu werden. Das scheint eine weitläufige Befürchtung zu sein. Sicher: Durchsetzungsfähige Heldinnen in großen

Comics reproduzieren die sozialisationsbedingten Vorurteile unserer Gesellschaft.

möchte, dass man es natürlich als Bruch sehen könnte, dass Frauen seit den Sechzigern größere und relevantere Rollen sowohl in Comics als auch in der realen

Actionfilmen, die mit dem Stereotyp der schwachen Frau höchstens gelegentlich zu ihrem Vorteil spielen, sind in Blockbustern im Allgemeinen nicht unbedingt

an der Tagesordnung. Die Umsetzung einer menschlichen Protagonistin, die auch ohne übermenschliche Fähigkeiten ihren männlichen Kollegen im Kampfgeschehen kaum nachsteht, funktioniert ebenfalls ganz ausgezeichnet.

Auch die Kritik beispielsweise daran, dass Black Widow in *Age of Ultron* einen romantischen Subplot erhält und dies angeblich sexistische Stereotypen reproduzieren würde, kann ich angesichts der Tatsache, dass daran ein weiterer, männlicher Teil der Avengers beteiligt ist, höchstens begrenzt nachvollziehen.

Andererseits wird nicht zu Unrecht kritisiert, dass Marvel bestenfalls zurückhaltend ist, was die Implementierung bekannter weiblicher Charaktere in ihr »Cinematic Universe« angeht: Der Solo-film von Captain Marvel ist zwar für 2018 angekündigt, tritt aber ein wenig in den Hintergrund angesichts von Dr. Strange, Antman, Black Panther und vor allem jeweils drei Filmen von Iron Man, Thor und Captain America. Sicher: Die drei letztgenannten gelten als Marvels »Top 3«; Wasp, Black Widow und Captain Marvel dürften ihnen in Sachen Bekanntheit zumindest unter Comicfans aber kaum nachstehen. Generell ist es nicht so,

Durchsetzungsfähige Heldinnen sind in Blockbustern eine Seltenheit.

als würde es Marvel an weiblichen Charakteren fehlen – Storm, Phoenix, Wasp, Scarlet Witch, Ms. Marvel, Jessica Jones, Spider Woman, Kitty Pryde, Invisible Woman, Elektra, She-Hulk, X-23, Mystique, Medusa, Quake, Emma Frost sind nur einige Beispiele für Frauen, die in den letzten Jahren größere Film-, Serien- und Comic-Auftritte hatten.

Etliche davon – Black Widow und She-Hulk zum Beispiel – haben im Verlauf ihrer Existenz nicht gerade unbedeutende Wandlungen durchgemacht und wurden von wesentaillierten Randfiguren, die in hauptsächlich für heterosexuelle Männer intendierten rückgratverrenkenden Posen dargestellt wurden, zu prominenten Heldinnen mit eigenen Solo-Reihen.

Insgesamt geht der Trend zu mehr Heldinnen: Angesichts der steigenden Zahlen weiblicher Fans ist das kein Wunder. Von den Personen, die sich auf Facebook

»Ich bin kein Rassist, aber...«-Argumentation wird genau das oft mehr oder minder unverblümt als Knackpunkt benannt. Zwei Seiten stehen sich also gegenüber:

Das Klischee vom schmerzbäuchigen Mittdreißiger in Muttis Keller ist überholt.

als Comicfans identifizieren, sind offenbar fast 50% weiblich.

Aber das Klischee vom schmerzbäuchigen Mittdreißiger, der im Keller seiner Mutti Comics sammelt, Duschen für eine Zivilisationskrankheit hält und Frauen nur als zweidimensionale Wichtvorlagen kennt, darf wohl sowieso schon seit Jahren als überholt gelten. Wenn man sich dann aber durchliest, welche Wellen der Entrüstung das Internet überrollten und weiterhin überrollen, weil Thor aktuell weiblich ist, möchte man es allerdings nicht glauben. Aufgebrachte Fans berufen sich dabei auf die nordische Mythologie (sinnvoll – immerhin orientiert sich an der doch auch das restliche Marvel-Universum auf das Exakteste), den Bruch mit der Tradition (niemand hat jemals die Hintergrundgeschichte einer Comic-Figur rückwirkend umgeschrieben oder gar eine neue Richtung eingeschlagen. Niemand. Nie. Wirklich.) und darauf, dass das alles völlig absurd sei (die ursprüngliche Hintergrundgeschichte beinhaltet übrigens, dass ein jahrelang gehbehinderter Arzt mit einem Stock auf einen Stein schlug hat und dadurch wieder zu Thor wurde).

Bitte nicht falsch verstehen: Aufregung über die Veränderung eines heißgeliebten Charakters kann ich sehr gut nachvollziehen. In diesem Fall scheint der Groll sich aber vorrangig darauf zu beschränken, dass Thor keine Frau sein kann, weil das nun einmal nicht sein kann oder sogar sein darf. Ähnlichen Überschwang negativer Emotionen hat übrigens die Entscheidung hervorgerufen, Falcon zum neuen Captain America zu machen, als Steve Rogers altersbedingt den Schild abgeben musste. Zwar gab es über die Jahre so einige »Urlaubsvertretungen«, die das blaurotweiße Kostüm zeitweise tragen durften, aber keiner von ihnen war ein »Man of Color« – und in altbekannter

Die eine beharrt mit kindischem Trotz darauf, dass ihre Lieblingshelden nun einmal männlich und im Zweifelsfall weiß und ihre Mitstreiterinnen vorrangig heiß seien und dass niemand, aber auch wirklich niemand Spaß haben könne an einer »politisch korrekten« Darstellung.

Die andere ist überzeugt, dass Comics und ihre Verfilmungen nichts als eine knallbunte Waffe des Patriarchats sind, geschaffen, um Frauen ins Dunkle der Küchen zurückzutreiben und sie ewig an ihre Rolle als Sexualobjekt zu binden. Unterm Strich sind beide Sichtweisen ähnlich realitätsfern.

Die Gesellschaft, in der wir leben, ist nicht frei von Ungerechtigkeiten und speziell von Sexismus in unterschiedlichen Ausprägungen und Facetten; es wäre absurd, darauf zu spekulieren, dass ein so großer und finanzstarker Konzern wie Marvel in seinen Veröffentlichungen darauf verzichtet, Muster und Stereotype zu reproduzieren, die in unseren Köpfen sozialisationsbedingt verankert sind.

In jedem Fall sollte eines nicht aus dem Blick verloren werden: Sinn und Zweck ist nicht der Sieg der einen oder anderen Seite dieser Diskussion. Sinn und Zweck sind mitreißende, packende Geschichten, die Menschen jeglichen Geschlechts, jeglicher Herkunft und jeglichen Alters begeistern, sie mitfiebert und stundenlang über winzige Detailbröckchen diskutieren lassen – und wenn die Existenz von Comic-Heldinnen dein Weltbild zerstört, ist das Problem vielleicht dein Weltbild.

Franziska Hildbrandt (25)

studiert Philosophie und Sprecherziehung und hegt Emotionen hauptsächlich für fiktionale Werke. Sie kann so manche Aufregung darüber trotzdem nicht nachvollziehen.

Und wer macht sauber?

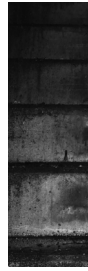
Mit 22.000 Studenten und weiteren 3.500 Mitarbeitern erreicht unsere Uni die Größenordnung einer Kleinstadt. Meist bekommen wir gar nicht mit, was alles im Hintergrund passiert, damit der Campus sauber und ordentlich bleibt. Schließlich müssen 60 Hektar Fläche und 20 Kilometer Wege gepflegt werden.

Text und Fotos: Apostolos Tsolakidis

Abfallbehälter im Innenraum: 70
Abfallbehälter außen: 100
Ascher: 100
(Tendenz steigend)



Circa 80 Reinigungskräfte auf dem Campus kümmern sich um die Sauberkeit von 324.000 Quadratmetern, verteilt auf 8.800 Räume, Flure und Treppenhäuser.





Im Jahr fallen 330 Tonnen Müll an. Pro Woche sind das umgerechnet ungefähr sechs Tonnen, die beseitigt werden müssen. Dafür setzen sich die Mitarbeiter an der Uni täglich ab fünf Uhr morgens ein. Allein der Papiermüll schlägt mit 160 Tonnen pro Jahr zu Buche.



Verbrauch in den Sanitärräumen pro Jahr:

- 14.256 Großrollen Toilettenpapier oder etwa 7.128 km
- 8.832 Kleinrollen Toilettenpapier oder etwa 221 km
- 507 Liter Cremeseife
- 3.120 Liter Schaumseife
- 5.544.000 Blatt Einweghandtücher

Veranstaltungen wie das Campusfest verursachen viel Müll. Dieser wird aber gleich danach, in der selben Nacht sogar, von »Sonderkommandos« wieder aufgeräumt. So merken wir am nächsten Tag kaum noch was von den Ausschweifungen des Vortages, abgesehen vom Kater.



Apostolos Tsolakidis (22) hat sich in die Abgründe der Uni begeben und dabei entdeckt, dass es dort doch gar nicht so finster ist.

»Selbsthilfe, bei der ich meine Witze nicht erklären muss«



Jeder von uns hat Probleme. Warum nicht einfach gemeinsam darüber sprechen? Naemi Archinal ist 25, studiert Erziehungswissenschaft und hat uns das Thema Selbsthilfe näher gebracht.

Interview: Constanze Bartsch und Lara Kleinkauf
Foto: Constanze Bartsch

Naemi, du hast ein Praktikum bei KISS Regensburg gemacht – der Kontakt- und Informationsstelle für Selbsthilfe. Was macht KISS eigentlich?

Menschen, die bestimmte Sorgen haben, weil sie zum Beispiel an einer Krankheit wie MS leiden, können sich bei KISS melden, um Kontakt zu anderen Betroffenen aufzunehmen. KISS vermittelt sie dann an eine Gruppe. Wenn es noch keine gibt, kann eine neu gegründet werden. Auch ich habe während meiner Zeit dort eine eigene Gruppe gegründet – für 18 bis 35-Jährige mit Diabetes Typ I.

Was kostet die Teilnahme an so einer Gruppensitzung?

Wenn es eine gesundheitliche Selbsthilfegruppe ist, also eine Gruppe, die sich mit einer bestimmten Krankheit oder einem psychischen Problem auseinandersetzt, wird sie von den Krankenkassen gefördert. Außerdem gibt es noch soziale Selbsthilfegruppen, zum Beispiel Väter-Gruppen, die nicht gefördert werden. Selbst dafür ist der Kostenaufwand jedoch sehr gering – gerade mal eine Gebühr von 1,50 Euro pro Person muss eine

Gruppe bei uns bezahlen, wenn sie einen Raum anmieten möchte.

Anträge bei Krankenkassen – das klingt nach viel Bürokratie. Ist es denn ein großer Aufwand, sich fördern zu lassen?

»Selbsthilfe ist allgemein recht negativ konnotiert«

Eigentlich ist es relativ einfach: Man muss nur einen kurzen Bogen ausfüllen. Diesen Antrag stellt man einmal im Jahr und sollte sich dabei bereits im Voraus über Grundlegendes wie zum Beispiel die Anzahl an Flyern im Klaren sein, um anschließend gefördert zu werden. Bei KISS wird man dazu aber gut beraten.

Selbsthilfegruppe – da stellt man sich so etwas vor wie die Anonymen Alkoholiker, die sich im Stuhlkreis treffen. Was heißt Selbsthilfe eigentlich?

Genau, das sagen ganz viele. Selbsthilfe ist allgemein recht negativ konnotiert. Bei uns geht es aber recht locker zu: Manche Gruppen gehen nach der Sitzung auch noch gemeinsam etwas trinken oder machen Ausflüge, wie zum Beispiel eine Fahrradtour. Es geht einfach darum, ungezwungen Erfahrungen auszutauschen und sich aufgehoben zu fühlen.

Muss man sich anmelden, um zu einem Treffen zu gehen?

Zu vielen Treffen kann man einfach hingehen, bei manchen muss man vorher Bescheid geben, damit beispielsweise ein Tisch im Restaurant reserviert werden kann. Es gibt aber auch Gruppen, wie beispielsweise die Anonymen Sexsüchtigen, für die man sich vorher bei KISS anmelden muss. Die geben deine Nummer dann diskret an die entsprechenden Gruppen weiter.

Werden solche Treffen auch von professionellen Psychologen begleitet?

Nein, dann wäre es keine Selbsthilfe mehr. Es kommt auch niemand dazu, um die Treffen zu leiten. Ich als Initiatorin

der Gruppe mache mir Gedanken dazu, über was wir reden. Sollte allerdings jemand einen anderen Vorschlag haben, werfe ich meine Pläne auch mal über den Haufen und wir reden stattdessen darüber. Nach und nach lernt man sich kennen und es finden sich von selbst Themen.

Es kommen also nur Leute, die selbst betroffen sind?

Größtenteils, aber auch Angehörige, für die es wiederum eigene Gruppen gibt, zum Beispiel für Partner von Frauen mit Gewalterfahrung. Aber in den meisten Gruppen bleiben die Betroffenen wirklich unter sich.. So ist es auch in meiner Gruppe, wir haben alle Diabetes Typ I. In einer Gruppe, in der alle ein ähnliches Schicksal teilen, versteht man sich untereinander einfach am besten. Wir haben einen Flyer, auf dem steht »Selbsthilfe, bei der ich meine Witze nicht erklären muss.« Das trifft es ganz gut, finde ich.

»Man kann gegenseitig von den Erfahrungen des anderen profitieren«

Hier an der Uni gibt es ja auch psychologische Beratungsstellen. Was spricht in diesem Zusammenhang für die Selbsthilfe?

Man sollte sich nie nur für eines von beidem entscheiden, sondern unbedingt beides parallel machen. Gerade bei psychischen Problemen ist es grundsätzlich immer wichtig, auch professionelle Hilfe, beispielsweise in Beratungsstellen, aufzusuchen, auch um die anderen Gruppenmitglieder nicht zu überfordern. Es gibt da einfach einen Unterschied: Die professionellen Berater können dir professionelle Tipps geben. Aber ich sage immer: Die Selbstbetroffenen geben die Insider-Tipps. Ich kann dir zum Beispiel ganz anders erzählen, wie du mit deiner Diabetes-Erkrankung umgehen könntest, als der Arzt, der zwar alles im Studium gelernt hat, aber selbst kein Diabetes hat. Was ich auch in unserer Gruppe gemerkt habe: Man kann einfach mal schimpfen, seinen Frust rauslassen und sich über Alltagsdinge austauschen. Dieses Insiderwissen bringt meiner Meinung nach den Mehrwert in einer Selbsthilfegruppe.

Wie kann man Leute motivieren, sich bei KISS zu melden?

Die Motivation muss vom Betroffenen selbst kommen. Das Einzige, das sich allgemein dazu sagen lässt ist, dass es wirklich super einfach ist, eine Gruppe zu gründen. Eine Neugründung ist eine Sache von vielleicht zwei Stunden. Ich wäre auch bereit, mich mit Interessierten zu treffen und bei der Gruppengründung zu helfen, sozusagen als Mentorin. Dann ist die Hemmschwelle vielleicht etwas niedriger, als wenn man selbst bei KISS anrufen muss. Aber wenn man sich dann mal getraut hat, erwartet einen eine bunte Gemeinschaft, in der man neue Leute kennenlernt und seine Erfahrungen austauschen kann.

Lara Kleinkauf (21) und Konstanze Bartsch (21), studieren Politikwissenschaft. Nach ihrem Gespräch mit Naemi überlegen sie, eine Selbsthilfegruppe zum Thema Prokrastination zu gründen.



Välkommen, bem-vindo, benvenuto, wëllkomm!

Text: Julia Kraus

Fotos: Apostolos Tsolakidis

Bei so vielen verschiedenen Kulturen, die in Regensburg aufeinander treffen, wird's nie langweilig.

Jeder Student in Regensburg weiß wahrscheinlich um die hohe Kneipendichte der Stadt. Was vielleicht nicht jedem bewusst ist: Regensburg ist die beliebteste Erasmus-Stadt Deutschlands, ja Regensburg, nicht Berlin oder München. Wenn es darum geht, dass die vielen Austauschstudenten, die jedes Jahr nach Regensburg kommen, das echte Studentenleben kennenlernen und nicht nur die triste Bibliothek zu Gesicht bekommen, kommt der Verein ISNR ins Spiel. Die Abkürzung steht für »International Student Network Regensburg« und besteht aus einem ehrenamtlichen Team von Studenten, teilweise auch ausländischen Studenten, die sich dazu entschieden haben ihre ganze Studienzeit in Regensburg zu verbringen.

Einer von ihnen ist Scotty aus Korea, der seit zwei Jahren als Vorsitzender des Vereins tätig ist. Er studiert bereits seit 2010 in Deutschland und hat sich inzwischen an die Eigenheiten der Deutschen gewöhnt und auch daran angepasst. Die Tatsache, dass alle Geschäfte sonntags zu haben stört ihn nicht mehr, er liebt die deutsche Pünktlichkeit und die Bierautomaten im Wohnheim und besitzt inzwischen auch eine eigene Lederhose für die Dult. Gerade am Anfang gab es durchaus kulturelle Unterschiede, die ihm Schwierigkeiten bereitet haben. Beispielsweise gibt man in Korea prinzipiell nie Trinkgeld und schnäuzt sich auch unter keinen Umständen während der Uni-Kurse, sondern man verlässt den Raum und geht

auf die Toilette um den Professor beziehungsweise seine Kommilitonen nicht zu stören. Einmal wurde er aufgrund seines asiatischen Aussehens von kleinen Kindern im Bus blöd angestarrt, die dann versuchten chinesisch zu sprechen und sich auf diese Weise über ihn lustig machen wollten. Daraufhin konterte er: „Ich

Sprachgewirr und kulturelle Missverständnisse gibt's beim ISNR jeden Tag. Pro Semester kommen fast 500 Studenten aus der ganzen Welt nach Regensburg.

bin aus Korea, du sprichst gerade chinesisch!“ Danach verstummten die Kinder und sahen erst einmal verwirrt drein. Es ist ihm schon des Öfteren passiert, dass die Menschen ihn für einen Chinesen hielten. Scotty gibt aber zu, dass es selbst für ihn schwierig ist, die Menschen der verschiedenen asiatischen Herkunftsländer anhand ihres Aussehens eindeutig zu identifizieren. Das Einzige, was ihm momentan Sorge bereitet, ist sein nächs-



tes Semester. Denn dann beginnt er im Rahmen seines Zahnmedizin-Studiums Patienten zu behandeln und gerade das Verstehen der älteren Regensburger, die einen besonders starken Dialekt sprechen, fällt ihm noch schwer.

Sprachgewirr und kulturelle Missverständnisse gibt's beim ISNR jeden Tag. Pro Semester kommen fast 1700 Studenten aus der ganzen Welt nach Regensburg.

Das Ziel des Vereins ist es, den Austausch zwischen deutschen und ausländischen

diesen Abenden gibt es landestypisches Essen, es werden Fotos gezeigt und kulturelle Spezialitäten zum Besten gegeben, es wird gesungen und getanzt.

Pinar, eine Austauschstudentin aus Ankara nimmt zum Beispiel gerne an den Veranstaltungen vom ISNR teil, weil man immer wieder neue Leute und Kulturen kennenlernt. Den bayerischen Abend, der vom ISNR-Team organisiert wurde, fand sie sehr spannend und amüsant, auch wenn ihr der Dialekt noch immer Probleme bereitet. Vor allem bei ihrer



Studenten zu fördern. Für die Austauschstudenten bietet der Verein super Möglichkeiten die Innenstadt in Form einer Stadtführung oder Kneipentour zu erkunden oder auch die Umgebung Regensburgs besser kennen zu lernen. Es stehen jedes Semester verschiedene Ausflüge auf dem Programm, mal geht's auf die Dult, mal nach Prag und mal zum

Arbeit im Spitalgarten kommt es öfter mal zu Missverständnissen. Bei ihrem ersten Kontakt mit einem deutschen Busfahrer am Münchner Flughafen, musste sie mit Händen und Füßen kommunizieren um letztendlich in Regensburg anzukommen, obwohl sie in der Türkei bereits ein Jahr Deutsch gelernt hatte. Probleme dieser Art sind ganz alltäglich für die

sich in ihrem Lieblingscafe Die Couch in der »Fröhlichen Türkenstraße«. Der Straßennamen lässt sie jedes Mal grinsen. Was ihr an Deutschland jedoch nicht gefällt ist, dass das Essen oft zu salzig ist, besonders in der Mensa. Mit der deutschen Pünktlichkeit hat sie auch noch zu kämpfen und wird regelmäßig mit strengen Blicken von Dozenten oder Professoren empfangen, wenn sie wie jede Woche ein paar Minuten zu spät kommt. Am meisten vermisst sie das sonnige Wetter der Türkei und das Essen ihrer Mutter. Ihr einziger Wunsch ist es, dass die Regensburger beim Feiern entspannter werden und im Club nicht immer so steif tanzen. Beim ISNR ist jeder willkommen! Scotty und die anderen Ehrenamtlichen freuen sich immer über neue Studierende der Uni, die sich engagieren möchten.

Das ISNR-Team freut sich immer über neue Gesichter! Falls ihr also Lust bekommen habt mitzumachen, kommt einfach bei einem der Events vorbei. Auch für deutsche Studenten ist es immer wieder eine Bereicherung, durch den ISNR andere Kulturen kennen zu lernen beziehungsweise zu erfahren, wie Regensburg von den Austauschstudenten wahrgenommen wird. Es handelt sich beim ISNR nämlich nicht nur um einen Bspassungs-Verein, vielmehr dient er dazu, den ersten Kontakt zwischen deutschen und ausländischen Studenten herzustellen. Nicht selten ergeben sich daraus echte, internationale Freundschaften.

Beim ISNR ist jeder willkommen!

Scotty und die anderen Ehrenamtlichen freuen sich immer über neue Studierende der Uni, die sich engagieren möchten.

Wandern in die Alpen. Die Gaststudenten haben auch im Rahmen von Länderabenden die Möglichkeit ihr Land zu präsentieren und die anderen Studenten auf ihre Heimat aufmerksam zu machen. Bei

meisten Austauschstudenten in Regensburg. Aufgrund der vielen türkischen Läden und Leute hier in Regensburg hat Pinar aber glücklicherweise nur sehr selten Heimweh. Besonders wohl fühlt sie

Julia Kraus (22)
studiert Vergleichende Kulturwissenschaft, Medienwissenschaft, Spanische Philologie im 5. Semester.

Schreibwerkstatt

Heldentum

Meine schwarze Lederjacke steht mir nicht. Ich sehe mein Spiegelbild im Fenster der Cafeteria und stelle fest, dass ich einfach nicht cool bin. Ich hole mir einen Kaffee mit viel Milch und setze mich auf einen der sonnenbeschienenen Plätze. Das ist alles, was ich seit zwei Tagen zu mir nehme. Vielleicht steht mir die Jacke deshalb nicht.

Ich beobachte die anderen, wie sie grünen Tee trinken, frühstücken und ihr perfektes Leben absolut im Griff haben. Sonst wären sie so früh wohl nicht hier. Ich bin nur hier, weil ich nicht schlafen kann. Das ist manchmal so. Ab und an häufiger. Gerade ist ständig »ab und an«.

Ich nehme einen Schluck aus dem heißen Pappbecher und genieße die frühmorgendliche Anonymität der Cafeteria. Die Sicherheit zu wissen, mein Innerstes für ein bis zwei Stunden nicht gegen freundschaftlich-fachmännische »Dir geht's gerade nicht gut, oder?« - Diagnosen verteidigen zu müssen. Weil man mir so gern helfen will.

Ein riesenhafter Schatten, der sich zwischen mich und die Wärme der Sonne schiebt, lässt mich einfrieren. Ein Automatismus nimmt mich gefangen, strafft die Riemen, mit denen er mich beherrscht und lenkt meinen Blick zu Boden. Braves Mädchen! Der Schatten spricht zu mir: »Hey, was machst du denn so früh schon an der Uni?« Ich kenne die Stimme und muss an gestern denken. Es ist der süße Typ aus meinem Kurs. Vor drei Wochen hätte ich mich fast in ihn verknallt. Dann haben meine Albträume wieder angefangen. »Hi!« Ich huste kurz, um nicht mehr wie ein kleines Mäuschen zu klingen, das Angst vor einem Schatten hat, und versuche es nochmal: »Hi, äh... ich hab jetzt dann Vorlesung«, lüge ich und starre in dunkelbraune Kuscheldecken-Augen. »Achso. Ich muss mein Referatsthema heute mal en detail googlen. Aber is ja noch früh«, grinst er und setzt sich zu mir. Wir lachen. Dann erzählt er von letztem Montag, seinem kaputten Auto und seiner Schwester, die er nach der Uni hätte abholen sollen. Ich höre zu und lächle, bin dankbar, dass er mich ablenkt und nichts von mir dafür fordert. Keine Gedanken, Gefühle oder Erinnerungen.

»Du bist übrigens ganz schön geheimnisvoll«, sagt er plötzlich. Keiner wird dich hören. Weil sich keiner für dich interessiert. Das bleibt unser Geheimnis. Bitte nicht! Ich wehre mich gegen

die Vergangenheit. Der schwarze Punkt, den man sieht, wenn man zu lange in die Sonne gesehen hat, hilft mir, mich zu konzentrieren. Sag irgendwas! Mir fällt nichts ein. Er macht mich nervös. Sein Blick verrät mir, dass er genau das auch gerade festgestellt hat.

»Ich war letzters... auch in der Stadt und...« Seine Pupillen weiten sich. Der Blick geht zu tief. Ich spüre einen Atem auf meiner Wange. Eine Hand, die mir die Kehle zuschnürt. Du dreckige kleine Hure. Die Stimme kracht in mein Wortgerüst, das ich mir zurechtgelegt habe und zersprengt es in viele kleine Einzelteile. Unmöglich, irgendetwas davon zu rekonstruieren. Alle meine Worte sind weg. Ausgelöscht. Ich starre ins Leere und versuche mich unbemerkt wieder zu fangen, während er weiterhin geduldig auf das Ende meines Satzes wartet, das nicht kommen wird. Die Stille zwischen uns wird größer. Ich versuche die vielen Hände, die mich festhalten, abzuschütteln. Er wirkt irritiert. Ich weiß, was er denkt. Freak. Ich schäme mich, fühle mich dumm und verstecke mich hinter Gedankenwänden, an denen noch immer Buchstabenreste kleben. Warte bis alles vorbei ist. So, wie ich es gelernt habe. Dann klinkt sich endlich eine andere Stimme ein: Sie besucht das gleiche Seminar wie wir und plappert wild drauf los. Lächelt ihn an. Berührt ihn an der Schulter. Fragt nach einem Kaffee. Er sagt: »Gern!« und steht auf. Ich bin nicht da. Ich atme nur.

Ich kann nicht mit Leuten reden. Nicht so.

»...und das ist auch nichts, wenn man nur noch aus Gewohnheit zusammen ist«, schnappe ich vom Nachbartisch auf. Die Sonne hat sich mittlerweile hinter einer ihrer Wolken versteckt. Gewohnheit. Ich sehe dem süßen Typen nach. Er ist bereits vertieft in plappernde Mädchenaugen und genießt den Reiz des Neuen. Gewohnheit. Wäre ein Geschenk für mich. Es wäre Zeit, um mich meine Worte wiederfinden zu lassen. Ein Vertrauen auf den Alltag, das meine Gedanken panzert. Gewohnheit. Die mir Sicherheit verspricht. Mit einem Mann. Die mich lernen lässt, dass er sich anders anfühlt.

Anders als der Held meiner Kindheit.

Franziska Stöckinger

In der Schreibwerkstatt verfassen Studierende der Uni bei Professor Jürgen Daiber Kurzgeschichten und Prosa. Sie veröffentlichen Texte in der Lautschrift und tragen am Semesterende ihre Texte bei einer öffentlichen Lesung vor. Weitere Texte der Schreibwerkstatt unter www.lautschrift.org



Walter und die Liebe

Es ist fünf Uhr nachmittags, als Walter in der »Stute« seinen ersten Doppelkorn bestellt. Heute haut er sich richtig weg. Ivo hat die Schnapsgläser noch nicht aus der Spüle geholt, deswegen kriegt Walter sein Gesöff in einer Teetasse. Der erste stößt ihm empfindlich auf, in seinem Mund schmeckt es nach Magensäure. Immer abwechselnd Bier und Doppelkorn, bis sein Verstand verschmiert und der Bauch nicht mehr wehtut. Wenn er nicht besoffen ist, fühlt sich Walter in letzter Zeit völlig wund im Inneren. Er hat seit Tagen nichts gegessen außer Eiscreme. Die ist noch schön kalt und betäubt die Speiseröhre, wenn er sie gleich danach wieder auskotzt. Eine Zeit lang hat er sich halbwegs gehalten. Aber seit zwei Wochen geht's richtig bergab. Da hat er's nämlich bei Maria probiert.

Maria hat da geputzt, wo Walter Nachtwächter ist. Wie er den Job gekriegt hat, ist ihm bis heute ein Rätsel. Aber besser ist das, er hatte durch die Schicht sogar so etwas wie einen Rhythmus. Außerdem hat er eine schwarze Uniform bekommen, richtig anständig sah das aus. Da stehen die Weiber drauf. Maria hat ihn immer so angeguckt, die wollte auf jeden Fall was. Sie war schon etwas älter, sicher so um die sechzig, aber noch schön drall. »Hallo Herr Seiler«, hat sie immer gesagt, mit ihrem Akzent. Herr Seiler. Ewig hat Walter das nicht mehr gehört. Er war anfangs so richtig ganz bei der Sache, war sogar eine Zeit lang nüchtern. Irgendwann hat er dann die Flasche »Hohe Luft« im Spind von seinem Vorgänger entdeckt, noch zwei Drittel voll. Bis Mitternacht hat er gewartet mit dem ersten Schluck, ein Kampf war das. Dann hat er sich ein Glas vollgemacht und bedächtig dran genippt. Plötzlich ist Maria zur Tür reingekommen. Er, peinlich berührt, das Glas direkt wieder weggestellt. Aber sie hat gelacht und gefragt: »Darf ich auch einen Schluck?« Dann haben sie sich hingesetzt und einen zusammen getrunken. Maria war ganz schön gut drauf, hat viel gelacht. Ihre Bluse hat ziemlich gespannt auf der Brust, richtig sinnlich sah das aus. »Mit Ihnen man kann echt Spaß haben, Herr Seiler« hat sie gesagt. »Kannst Walter zu mir sagen«, hat Walter gesagt. Mittlerweile ist es dunkel. Walter hat keine Ahnung, wie spät es ist, aber die »Stute« ist gut voll. Ivo muss richtig schuften hinter der Theke. Die Schiefen, Fertigen und Kaputten, die hierher kommen, bleiben nicht selten das ganze Wochenende. Heiner

hat auch schon ordentlich einen im Tee. Er sitzt direkt neben Walter und redet irgendwas. »Ich sag dir Walter, die hätts du sehen sollen. Und die wollte auch. Grade als ich rübergeh, kommt ihre fette Freundin und sieht die weg, die Scheiße.« Er nuschelt das »zieht« wie ein »sieht«.

»Das heißt sieht«, sagt Walter. Bei ihm ist es auch nicht besser. Walter ist völlig im Eimer. Er braucht eine Pause von Heiners Geschwätz. Alles dreht sich. Er muss mal an die frische Luft. »Maria, du gefälls mir.« Walter war schon wieder bisschen am Schielen. Maria ist ganz verlegen geworden, hat auf ihrem Stuhl rumgeruckelt. Hat was geredet von wegen sie hat einen Mann daheim in Polen. »Was er nich weiß macht ihn nich heiß«, hat Walter argumentiert. Er ist näher an sie rangerückt. Unter der Bluse konnte er die Schale vom BH sehen. Er hat es fast nicht mehr ausgehalten. Noch ein kräftiger Schluck »Hohe Luft«. Jetzt oder nie. »Ich liebe dich und jetzt will ich dich«, hat er rausgelallt und ist aufgestanden. Er ist groß, dazu die Uniform. Maria kriegte es mit der Angst zu tun. Sie wollte wegrennen, er hat sie am Ärmel zu fassen gekriegt. Sie hat gezogen und gezerrt und geschlagen und getreten. Walter hat das Gleichgewicht verloren und ist voll in den Tisch gekracht. Vorbei. Das war's. Jetzt steht er draußen vor der »Stute«. Seine Jacke ist weg, verloren, er zittert im Novemberwind. Dazu der Hunger, seit Maria fort ist, kann er nichts mehr essen, nichts bleibt drin. Er muss sich setzen. Als er schwankend wie eine Trauerweide das Bushäuschen anpilt, sieht er was im Augenwinkel. Kann das wirklich sein? »Maria?« Keine Reaktion. »Bissu das? Hey wate doch ma!« Er richtet sich auf und stolpert auf die Straße. Dass die Ampel längst rot ist, kriegt er nicht mit. Das Hupen und die kreischenden Bremsen des Geflügeltransporters hört er nur ganz entfernt. Er will jetzt endlich zu seiner Maria.

Bernhard Heckler



Inspiziert von der Website »Humans of New York« des Fotografen Brandon Stanton geht »Humans of Regensburg« in die dritte Runde. Wir haben uns wieder auf die Suche gemacht nach den Erlebnissen und Geschichten vielerlei verschiedener Menschen, die doch alle eines verbindet:
Regensburg.

Text und Fotos: Hanna Lehanka und Helene Dötsch



»Wir freuen uns schon sehr auf das Campusfest, bei dem wir seit 2012 dabei sind. Gerade arbeiten wir gemeinsam an meiner Bachelorarbeit, getreu dem Motto: Vier Augen sehen mehr als zwei. Es ist schön, dass wir endlich mal wieder alle vereint sind. Ich habe ein Auslandssemester in Mexiko verbracht und genieße natürlich die Zeit mit meinen Freundinnen.«



»Ich bin in Regensburg geboren und ich werde hier sterben. Ich liebe die Lokale und Restaurants in Regensburg, und purzle von einem in das nächste – das ist meine Lieblingsbeschäftigung für die Tage hier. Und weil ich nie genügend Geld habe, schnorre ich mir meine Zigaretten bei jeder netten Person. Ich hoffe, dass alles so bleibt wie es ist, denn Regensburg ist ein toller Ort. «



»Gerade mache ich mein Referendariat für das Jurastudium und danach werde ich mein Examen schreiben. Es stimmt, die letzten zwei Jahre des Studiums waren hart – doch ich bin froh genau diesen Weg gewählt zu haben und werde mich nach der harten Arbeit sofort in einen Flieger nach Neuseeland setzen!«



»I'm forever a foreigner. In Romania, I am the American that brings the »ways of the west«. In France I am sarcastically seen as the Romanian when being within the expat community, I actually have zero cultural ties with the country. And in America, I am the snobby french man, even if I actually never lived there. I am never at home, but accept it and I like it.«



»Zurzeit plant meine kleine Familie den Umzug auf's Land. Mit zwei weiteren befreundeten Familien haben wir drei Grundstücke direkt nebeneinander in Aussicht. Wir freuen uns irrsinnig auf die nächsten Jahre, wenn wir dann als befreundete Familien zusammen unsere Kinder großziehen und die alltäglichen Kleinigkeiten immer miteinander teilen können. Ich bin sehr naturverbunden und auch mein kleiner Sohn liebt es die Bäume und das Rascheln der Blätter im Wind zu beobachten, ganz nach der Mama.«



»Ich genieße das gute Wetter und nehme mir mal wieder die Zeit zu fotografieren. Das Fotografieren ist eine Leidenschaft von mir: Ich finde es schön, dass man mit Fotos in einer so schnelllebigen Welt Momente festhalten kann. Das zeigt sich mir am meisten, wenn ich über den türkisch-kurdischen Konflikt nachdenke. Ich habe viele Bekannte, Freunde und auch Familie in der Türkei, die für einen Konflikt geradestehen müssen, für den nur die Funktionäre beider Seiten verantwortlich sind. Wie schnell das Leben vorbei sein kann, Menschen für immer verschwinden, hat mir eine persönliche Erfahrung letzten Sommer gezeigt. Mein Onkel besitzt in der Türkei eine Baufirma und einer seiner Arbeiter ist kurdisch. Als ich meinen Onkel besuchte, haben wir dort jeden Morgen alle gemeinsam gefrühstückt. Es war eine schöne Zeit, wir haben viel zusammen gelacht. Zwei Wochen später kam unser kurdischer Freund nicht mehr zur Arbeit: Er ist im Krieg gefallen.«



»We are running a TV program in Florida where we teach the jewish bible since 1980. We are visiting Regensburg right now because the city has a big jewish history and a lot of interesting monuments. The historic feeling that comes up while walking through these streets is amazing! We took a lot of fotos and will publish them on our TV porgramm, because Regensburg is worth it.«



»Coming from a religious and conservative society, I grew up to abhor drinking beer. It's so bitter! Alcohol is bad for your liver! Birds of the same feather flock together... Then I came to Regensburg for one semester and within two weeks I was invited to the Palmator Beer festival. Out of curiosity I went, besides, it was in a monastery – what could go wrong? Two litres of 8% alc. beer and my initiation was complete. The beer was soooo good. Now I've been to the Mai-Dult, beer festivals in Schlammersdorf and Dießfurt, my voice of reason regarding beer totally gone, or should I say upgraded. I have been 'beer-ly' disvirgined. What happened? Maybe it was the overwhelming euphoria of seeing totally normal and hardworking Germans transform into happy drunkards. Or Regensburg just unveiled my guilty pleasure, a silent yearning to be high and careless about issues of life or even peer pressure... Whatever!«



»Die Leute fragen nicht nach, warum du in so einer Situation bist, sie verurteilen dich, weil sie es nicht besser wissen wollen. Ich bin obdachlos, und gehe keiner Tätigkeit nach, aber anstatt mich zu fragen weshalb, beschimpft man mich als Schnorrer und Nutzer des Systems. Man kann mir glauben, wenn ich sage, ich würde lieber arbeiten, als auf der Straße zu sitzen und Sticker gegen Geld zu tauschen. Die Wahrheit ist, ich bin krank, ich kann nicht arbeiten, und werde es nie wieder können. Ich schreibe gerne Gedichte über die Menschheit und die Flüchtlingssituation auf der Welt. Die Leute sind unzufrieden, und anstatt sich bei den Verursachern zu beschweren, hetzen sie gegen die, die weit unter ihnen stehen, die nichts haben und deren Stimmen keiner hört. Weil das einfacher ist. Dass man irgendwann mal da sitzt und nicht weiter weiß, kann jedem passieren. Deshalb hoffe ich, dass die Hetzer einmal einsehen, welchen Wohlstand sie genießen. Ich habe zwar keine finanziellen Mittel um Leuten, die in derselben Scheiße stecken wie ich, zu helfen. Doch ich kann meine Stimme erheben, meine Gedichte schreiben und versuchen dadurch zu zeigen, dass man Arbeitslose, Obdachlose, Flüchtlinge, all die Opfer des Systems, nicht über einen Kamm scheren darf.«



»Die Mützen haben wir gestohlen, letzte Nacht haben wir ein paar Wichtel überfallen und reuelos ausgeraubt... – Hört ihm nicht zu, er redet eh nur Blödsinn!«



»Ich bin stolz auf die Regensburger und ihre Willkommenskultur! Ich bin selbst sehr engagiert in verschiedenen Organisationen, die Flüchtlinge hier vor Ort unterstützen und ich kann sagen: ich mache nur positive Erfahrungen. Bleibt weiterhin so offen, es ist toll!«



»Als ich nach Regensburg gezogen bin, dachte ich, jetzt würde sich mein Leben total auf den Kopf stellen. Das tat es auch, als der Traum von meiner eigenen Firma platzte und ich seitdem keine Arbeit mehr finden kann. Ich habe den falschen Menschen vertraut und musste dafür bitter bezahlen. Früher habe ich in München als Angestellte für eine Patent- und Markensachbearbeitung gearbeitet, und als mein damaliger Chef mir eine Führungsposition in einer Ablegestelle in Regensburg versprach, war ich hin und weg. Nun sitzt er mit meinem Geld im Ausland und ich habe keinerlei juristische Möglichkeiten mir meine 60.000 Euro wieder zu holen. Es ist sehr schwer mit 55 Jahren einen neuen Job zu finden, da die meisten Institutionen nach jungen, dynamischen Leuten suchen. Dank dem Donaustrudel kann ich wenigstens für meinen täglichen Unterhalt arbeiten, auch wenn nicht viel übrig bleibt. Doch ich gebe nicht auf, denn Besitz ist nicht alles. Ich habe die Dinge, die ich liebe, ganz nah bei mir, und die werde ich für kein Finanzamt der Welt aufgeben – zum Beispiel mein wundervolles Pferd Ricarda.«



»Wir frischen in den alten Gassen Regensburgs Erinnerungen auf. Unsere Freundschaft besteht seit über dreißig Jahren – trotz räumlicher Distanz haben wir es geschafft uns nie aus den Augen zu verlieren, denn Freunde brauchen keinen Terminkalender. Das Leben komponiert manchmal sein eigenes Lied und so gab es sicher Zeiten in denen wir uns seltener treffen konnten. Gerade deshalb bleibt die Erinnerung immer das Wichtigste. Ob meditatives Tanzen, Entspannung hinter dicken Klostergemäuer, die Begegnung mit besonderen Menschen oder der Ursprung unserer Freundschaft bei der Reformhausakademie: die Erinnerung bleibt und lebt weiter.«



»Wir kommen eigentlich aus Rosenheim, sind heute aber gemeinsam auf Betriebsausflug in Regensburg. Mal sehen ob wir noch ein nettes Restaurant oder ein Café finden. Shopping steht natürlich auch mit ganz oben auf der Liste. Am schönsten finden wir die Donaupromenade, man fühlt sich wie in einer italienischen Kleinstadt.«



»Wir setzen uns für die direkte Demokratie in Deutschland ein. Um unsere Vision zu erreichen, fahren wir mit unserem Omnibus quer durch ganz Deutschland, um die Menschen an den unterschiedlichsten Orten zu erreichen. Hier leben wir auf engstem Raum – sagen wir es so: Drei Wochen und du kennst deine Kollegen besser als deine besten Freunde!«



»Eigentlich bin ich Niederländer, aber wie das Leben manchmal so spielt, zog mich die Liebe vor rund 43 Jahren in die Domstadt. Verrückt oder? Damals war ich auf einer Irlandreise um zu demonstrieren. In Nordirland war ziemlicher Trouble, auch meine Frau ging mit einer Jugendorganisation für Friedensdemonstration auf die Straße. Wir lernten uns kennen und verliebten uns sofort, deshalb beschloss ich nach Deutschland zu ziehen. Keine leichte Entscheidung, denn eine Rückreise für Besuche und Ähnliches war in den kommenden Jahren vorübergehend gestrichen: Ich hätte nämlich zur Armee gemusst und habe mich durch meinen Umzug nach Deutschland davor gedrückt. Ich stand lange Zeit auf der offiziellen Fahndungsliste. Nach sechs Jahren konnte ich dann meine Verwandten endlich wieder in die Arme schließen. Aber meine Entscheidung nach Regensburg zu ziehen, bereue ich keinen Augenblick!«

Aus dem Osten (fast) was Neues

Walt Disney war gestern: Aus dem fernen Japan kommt ein bisher zu Unrecht unterschätzter Teil der fernöstlichen Populärkultur nach Deutschland – der Manga.

Text und Foto: Hans Reimann

In den letzten Jahren haben Comics mehr als je zuvor Eingang in die Alltagskultur gefunden. In den Kinos laufen mehrere Comicverfilmungen pro Jahr, die sympathischen Nerds von The Big Bang Theory sind regelmäßig im Comicbuchladen ihres Vertrauens und seit 2010 gibt der Gratis-Comic-Tag allen Interessierten einen Einblick in die Welt der Comics.

Dieser Tag bewirbt dabei nicht nur westliche und damit vor allem amerikanisch geprägte Comics, sondern auch deren japanisches Pendant – den Manga.

Trotz dieser Werbekampagne führen Mangas in Deutschland nur allzu oft ein Schattendasein. Das ist umso erstaunlicher, denn schon seit vielen Jahren sind bekannte Mangas wie Sailor Moon, Dragon Ball oder Naruto in den Regalen vieler Buchhandlungen zu finden und als Zeichentrickserie (Anime) auch im Fernsehen präsent. Grundsätzlich stimmen Comics und Mangas in ihrem Aufbau weitgehend überein. So werden sowohl beim Comic, als auch beim Manga die Seiten in einzelne Panels unterteilt, der Text wird in Sprechblasen gefüllt und

um die Szenen mit mehr Nachdruck und Energie aufzuladen werden bekannte Soundwords wie »Bang« oder »Pow« verwendet.

So offensichtlich wie die Gemeinsamkeiten sind aber auch die Unterschiede: Im Gegensatz zum Comic, der von links nach rechts gelesen wird, werden Mangas nach japanischer Lesart von rechts nach links gelesen. Während sich die meisten Comics um Superhelden (oder auch Antihelden wie Deadpool) drehen, befassen sich Mangas mit einer unüberschaubaren Vielfalt (fantastischer) Geschichten: Piraten mit ausgefallenen Superkräften suchen nach einem legendären Schatz (One Piece), Roboter fragen nach ihrer Menschlichkeit (Chobits) oder die Menschheit muss sich gegen menschenfressende Riesen verteidigen (Attack on Titan). Die Themen sind dabei so vielfältig wie die Genres, die von Mangas bedient werden. Egal ob Liebesgeschichte, Action und Adventure oder Thriller und Horror-Story – es ist für jeden etwas dabei. Wer gerne Comics liest, kann mit Mangas neuen Lesestoff finden und auch diejenigen, die bisher noch wenig

mit Comics zu tun hatten, finden vielleicht Gefallen an Comics und Mangas. Es lohnt sich also ein genauer Blick in die Bücherregale!

Hans Reimann (26)

Hans Reimann, 26, studiert Geschichte im Masterstudiengang und ist selbst Mangaleser aus Leidenschaft. Sein Favorit ist und bleibt One Piece mit seinem Titelhelden Monkey D. Ruffy, dessen Abenteuer er seit seiner Jugend mit ungebrochener Begeisterung verfolgt.

Der nächste Gratis-Comic-Tag findet bundesweit am 13. Mai 2017 statt. Verlage aus Deutschland, Österreich und der Schweiz erstellen dafür gezielt Comichefte, die in teilnehmenden Buchhandlungen an Besucher verschenkt werden.

In Regensburg begeht voraussichtlich auch 2017 die Buchhandlung Hugendubel in den Arcaden diesen »Festtag« für Comic- (und Manga-)Freunde. Dort gibt es auch einen Manga-Experten, der beim Kauf berät.

Eine Liste mit teilnehmenden Händlern und eine Übersicht zum Rahmenprogramm mit Zeichnern und Textern findet ihr unter gratiscomictag.de.

Roboter auf Sinnsuche,
menschenfressende Riesen

Mein
BUCH
ist da!
PUSTET.DE

» Jetzt online oder live:
Gesandtenstraße
Donau-Einkaufszentrum
Universität (Audimax)

BUCHER
PUSTET.de

*Schule
gestalten!*

Wo?

kurzlink.de/wandel2016



Helden des Alltags

Text und Fotos: Ronja Bischof

Martina Lemberger und Martin Bauer tragen zwar keine roten Umhänge und haben keine Superkräfte – ihre Arbeit macht sie dennoch zu Helden.

Als Martina die Zeitung aufschlägt, fällt ihr ein Inserat ins Auge. Der sozialpsychiatrische Dienst der Diakonie sucht ehrenamtliche Helfer, die sich mit psychisch Kranken treffen und

Zeit mit ihnen verbringen. Zusammen mit einer Freundin beschließt sie, einen Termin auszumachen. Heute, 18 Jahre später, ist sie immer noch dabei und hat bereits ihre dritte Klientin. Klienten, so

nennt man die Menschen mit psychischer Erkrankung, mit denen Martina und viele andere ehrenamtliche Helfer Zeit verbringen. Martina und Mara* treffen sich seit 14 Jahren alle zwei Wochen



Anzeige

*Schule
im Wandel
und Sie!*

kurzlink.de/wandel2016



in der Stadt. Mal gehen sie spazieren oder Radfahren, mal machen sie gemeinsam Besorgungen. Ehrenamtliche wie Martina werden Laienhelfer genannt. Sie haben keine Ausbildung im therapeutischen Bereich, sind aber oft eine sehr große Hilfe. Es gibt unzählige Momente, die Martina bestätigen, dass es gut und wichtig ist, was sie macht: Etwa wenn Mara zu ihr sagt »War heute schön mit dir« oder sie spüren lässt, dass ihr die Treffen gut tun. Vor ein paar Monaten bekam Mar-

Die Auszeichnung war nie ein Ansporn für Martinas Tätigkeit

tina das Ehrenzeichen vom bayerischen Ministerpräsidenten, Horst Seehofer, und Oberbürgermeister Joachim Wolbergs. Dazu gab es noch eine goldene Ehrenamtskarte, durch die sie Vergünstigungen bekommt, beispielsweise im Theater. Eine solche Auszeichnung war nie ein Hintergedanke oder Ansporn für Martinas ehrenamtliche Tätigkeit. Aber dass ihre Arbeit geschätzt wird, freut sie natürlich. Beim sozialpsychiatrischen Dienst der Diakonie kann sich jeder, der volljährig ist, engagieren. Manchmal sind es Psychologiestudenten, die das eine Weile machen, oft aber einfach Leute wie Martina, die ein bisschen Zeit haben und diese sinnvoll investieren möchten. »Man landet ja dann doch oft vorm Fernseher, da kann ich genauso gut etwas Nützliches machen«, sagt sie. Als Held sieht Martina sich selbst daher eigentlich nicht.

*Name von der Redaktion geändert

Um sechs Uhr morgens geht in der Mensa das Licht an. Küchenchef Martin Bauer ist immer der Erste. Um halb sieben kommen die Köche, eine halbe Stunde später die Stammebelegschaft. Dann fangen sie an zu kochen: 4000 Portionen. Etwa die Hälfte der Gerichte, die auf dem Speiseplan stehen, werden selbst gekocht: Schnitzel werden per Hand paniert, Spätzle selbst gemacht. 47 Mitarbeiter arbeiten in der Mensa der Universität Regensburg. Teilweise sind es ausgebildete Fachkräfte, teilweise Ungelernte. Alle neun Wochen wiederholen sich drei Grundgerichte, die dann an allen Universitäten des Studen-



Um sechs Uhr morgens ist Küchenchef Martin Bauer der Erste in der Mensa.

tenwerks Niederbayern-Oberpfalz angeboten werden. Das vierte Gericht variiert. Am beliebtesten bei den Studenten seien Fleischgerichte, vor allem Schnitzel und Currywurst. Doch auch Vegetarisches, wie Schupfnudeln mit Kraut, gehe immer schnell weg, sagt Martin Bauer. Wegwerfen müssen die Angestellten wenig. »Wenn wir falsch kalkuliert haben, gibt es das Essen am nächsten Tag nochmal und ist in der Regel nach 20 Minuten ausverkauft.« In zwei Wochen geht ein Kollege von Herrn Bauer in Rente. Nach 47 Jahren. Allgemein gibt es bei der Belegschaft wenig Wechsel - die meisten arbeiten bereits seit 25 Jahren hier. Auf die

In zwei Wochen geht ein Kollege in Rente - nach 47 Jahren

Frage, ob die Studenten sich benehmen, muss Herr Bauer lachen. »Die Studenten hier sind sehr angenehm. Klar gibt es mal eine Beschwerde wegen versalztem Essen, aber das ist die Ausnahme. Die schlimmsten Kritiker unseres Essens sind die Bediensteten«, sagt er. Die Arbeit sei zwar während des Semesters stressig,

aber es mache großen Spaß, versichert er. Auch in den Semesterferien hat die Mensa geöffnet, allerdings müssen hier nur 1000 (Sommer) bis 3000 (Winter) Mahlzeiten vorbereitet werden, sodass die Belegschaft etwas durchatmen kann. Wenn um 14 Uhr auch die große Mensa schließt, wird aufgeräumt. Um 15.30 Uhr, wenn alle Töpfe und Pfannen gespült sind und der Boden blitzt, erst dann geht der Letzte nach Hause.

Ronja Bischof (22)
studiert Französisch und Philosophie im
dritten Semester. Nach dem Gespräch
mit Frau Lemberger verbringt sie mehr
Zeit mit Seniorinnen anstatt
vor dem Laptop.

Wenn ich du wäre, würde ich dieses Buch lesen!

Immer nur die gleichen Bücher aus den gleichen Regalen. Dabei ist es doch so wichtig, im Studium auch mal über den Tellerrand zu blicken – und die Bib ist voller Schätze, die nur darauf warten ausgegraben zu werden. Wir haben euch im Lesesaal mal unter die Arme gegriffen.

Luise Schulz

Der Lesesaal liegt in all seiner kollektiven Verzweiflung still vor mir. Vereinzelt, besonders hartnäckige Sonnenstrahlen suchen sich tapfer ihren Weg durch die getrübten Fenster auf ein Meer von mehr oder auch weniger konzentrierten Gesichtern. Aber ich bin nicht zum Lernen hier. Ich kam um zu stören.

»Hallo. Hast du schon mal darüber nachgedacht, dich taufen zu lassen?«

Verwirrte Augen blicken zu mir auf.

»Vielleicht wäre das der richtige Weg für dich«, setze ich an. Die Augen werden noch verwirrter.

»Oder bist du schon getauft?«

»JA! Ich bin Christ!«

Wortlos verlasse ich den Tisch. Die maximal geweiteten Augen bohren sich tief in meinen Rücken, bevor sie sich kopfschüttelnd wieder ihrer Lektüre widmen.

Der nächste Kandidat ist schwer bemüht, mich ernst zu nehmen.

»Schau mal, das Buch hat mich sehr begeistert. Magst du auch mal einen Blick reinwerfen?«

Zögerliche Finger betasten meine Buchempfehlung.

»Interessiert dich das Thema wirklich?«

»Klar. Dich etwa nicht?«

»Äh – naja... hat eben jeder so seins... klingt schon ganz interessant...«

»Soll ich's dir einfach mal hierlassen?«

Er ringt sich ein höfliches Nicken ab.

Anscheinend ist es nicht schwer mir abzunehmen, dass ich mich für »Populärmusik bei Bestattungen« begeistere und als Missionarin meine musikalisch-morbide Leidenschaft in die Bibliotheken des Landes tragen möchte. Ich schwanke



zwischen Stolz über mein überzeugendes Auftreten und Verunsicherung: Halten die angesprochenen Männer das etwa für eine extrem seltsam geartete Anmache, auf die sie möglichst höflich reagieren?

Der letzte Weg führt mich also zu einer Geschlechtsgenossin. Vorausgesetzt, ihr biologisch erahnbares Geschlecht stimmt mit ihrer Selbstwahrnehmung überein. Egal, jedenfalls ist auch beim Stören eine weiche Quotierung wichtig.

Suchend streiche ich mit meinem Zeigefinger dicken Staub von einer Seite des Regalbretts zur anderen, während ich die Titel überfliege. Mein Finger stoppt abrupt bei »Wiedergeburt und Drogenkonsum« - Ein Must-Read! Der perfekte Gesprächseinstieg, soviel ist klar. Mein Herz macht einen ekstatischen kleinen Sprung, während ich voller Tatendrang auf sie zu eile.

»Wie denkst du denn über Wiedergeburt?«

Sie entnimmt entschuldigend blickend ihre Ohrstöpsel und ich wiederhole geduldig die Frage.

»Wäre schon schön, wenn da noch was kommt nach dem Tod.«

»Und hast du schon mal bewusstseinsweiternde Drogen konsumiert?«

»Nee, kiffen reicht mir.«

»Ach, okay. Na dann noch viel Freude bei der Arbeit!«

Grade will ich sie wieder ihrem Laptop überlassen, da fragt sie plötzlich:

»Hast du Pilze genommen?«

Wenigstens eine, die nicht glauben kann, dass ich noch recht bei Sinnen bin.

Wenigstens eine, die nicht glauben kann, dass ich noch recht bei Sinnen bin.

Melissa Lehnert

Die Uni ist ein Ort der Toleranz: Zuhause qualifizierter Querdenker und kompetenter Chaoten. Niemand wird dir hier ins Gesicht schlagen, nur weil du einen Laptop zuklappst – und damit vielleicht eine komplette Hausarbeit löschst. Die gerade in größter Zeitnot unter Aufgabe von Schlaf, Essen und Sauerstoff aus purer Willenskraft erwachsen war. Nein, da würdest du auch nicht komplett durchdrehen. Unsicherheit macht sich breit. Aber Mission ist Mission.

Was sagt man da jetzt, wenn man vor einem verdutzt-verunsicherten Gesicht steht, das eine Erklärung erwartet? »Geh raus! Ist so schön draußen! Mhm, Medizin. Klar, packst du schon! Keine Sorge! Alles Liebe!« – So verwickle ich mich Mal für Mal in ein längeres Gespräch, vom schlechten Gewissen geplagt, einem Menschen gerade den Schock des Tages verpasst zu haben. So denke ich zumindest. Meine »Opfer« jedoch spielen freundlich mit, eine fotografiert das Buchcover »Populäre Musik bei Bestat-

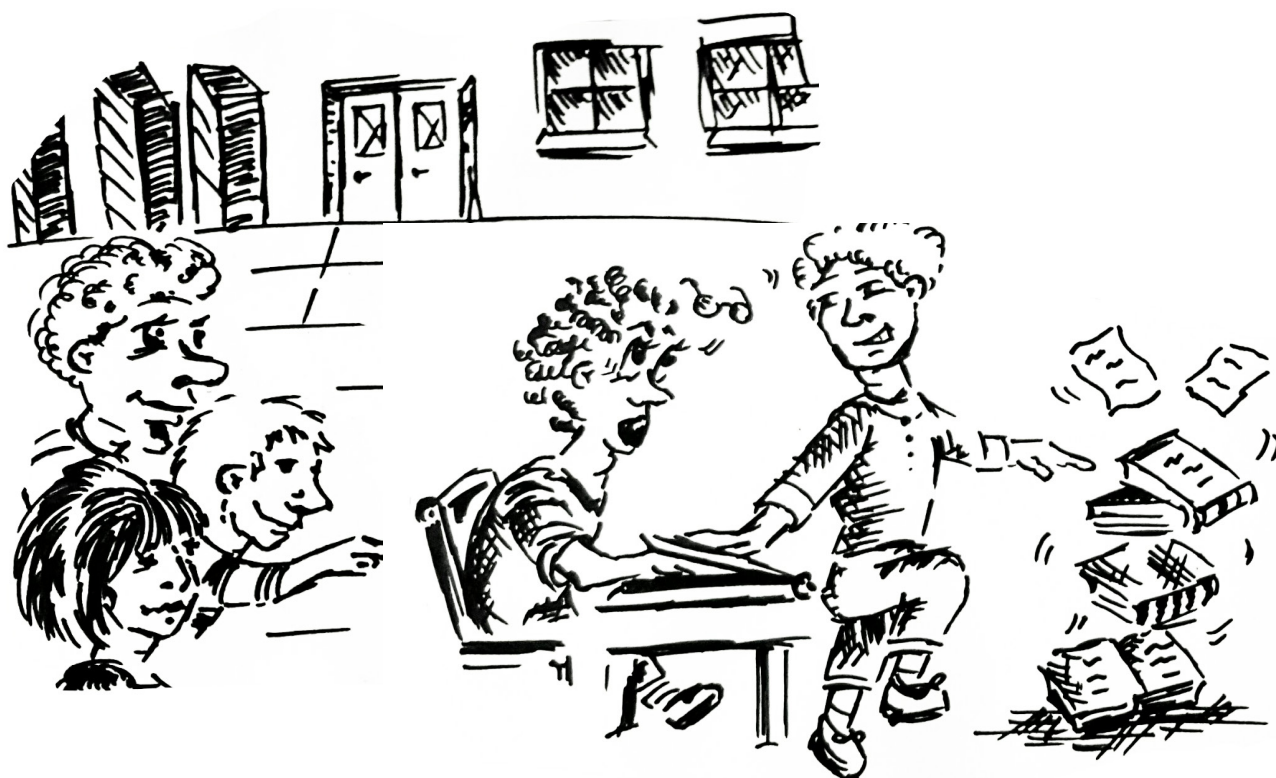
tungen« – für die angebliche Beerdigung ihrer Katze, ein angehender Priester beantwortet meine Frage nach seiner baldigen Vaterschaft mit freundlicher Ruhe – »Ich werde nicht Vater. Ich werde Priester!« Und gut, einmal werde ich dann doch beschimpft – es hat eben nicht jeder vollstes Verständnis für meine »Elektrosmog-Furcht«.

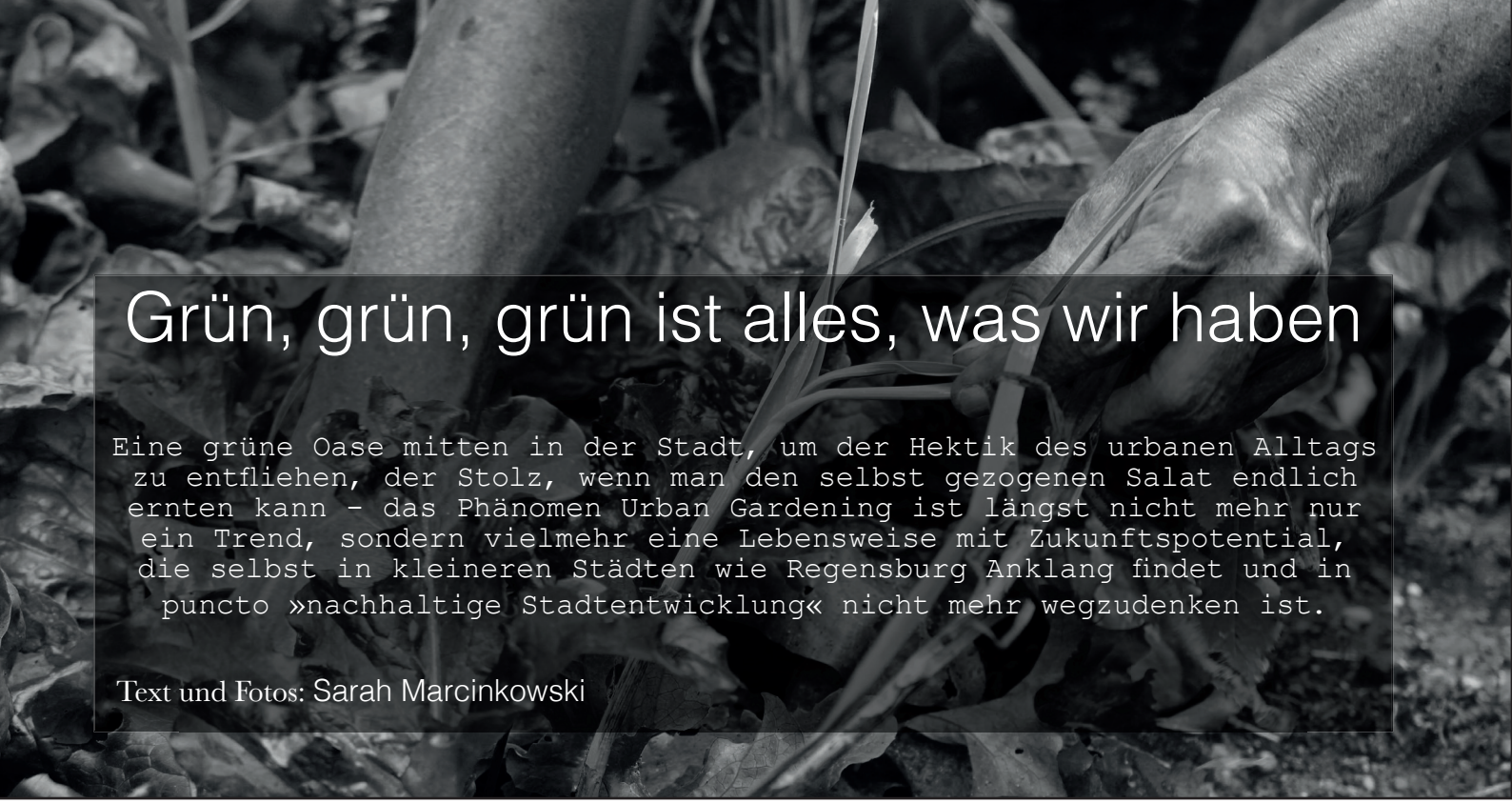
Natürlich ist der Lesesaal auch Ort zum Emails checken, schreibt ja keiner vor, was man da lesen soll. Recht hat sie! Dabei habe ich beim Durchstreifen der Regale und Lauern auf meine »Opfer« bemerkt, wie viele unentdeckte Bücherschätze noch darauf warten, gelesen zu werden. Also vielleicht doch mal elektronische Geräte daheim lassen, Elektrosmog mindern und »Sehnsucht nach Wiedergeburt – ein neues Verständnis von Drogensucht« lesen – oder wer weiß was die Bib sonst noch hergibt!

Tilman Leicht

Ich streife durch die Tischreihen der Wiwi-Bib. Am Fenster angekommen, blicke ich auf den Tisch rechts von mir. Zwei junge Männer sitzen daran. Unter ihren eng anliegenden Shirts zeichnen sich gestählte Brustmuskeln ab, deren Genese vermutlich von vielen geskipten Leg-Days und noch mehr Selfies begleitet wurde. Innerlich höre ich die beiden wie die Vöglein zwitschern: »Nach dem Studium gehe ich in die Wirtschaft.«

Na dann, Prost! Welch ein Glück, dass ich ein Buch dabei habe, das die Kompassnadeln der beiden gehörig ausschlagen lassen wird. »MARX LESEN!« – die schwarzen Lettern leuchten auf rotem Bund. Ich lege das Buch auf den Tisch und zische: »Obacht, die Proletarier vereinigen sich!«





Grün, grün, grün ist alles, was wir haben

Eine grüne Oase mitten in der Stadt, um der Hektik des urbanen Alltags zu entfliehen, der Stolz, wenn man den selbst gezogenen Salat endlich ernten kann – das Phänomen Urban Gardening ist längst nicht mehr nur ein Trend, sondern vielmehr eine Lebensweise mit Zukunftspotential, die selbst in kleineren Städten wie Regensburg Anklang findet und in puncto »nachhaltige Stadtentwicklung« nicht mehr wegzudenken ist.

Text und Fotos: Sarah Marcinkowski

Wolkenlos erstreckt sich der Himmel über der Stadt. Irrendwo aus den Büschen dringt das leise Summen der Bienen, Grashalme wiegen in der kühlen Brise hin und her. Menschen kommen und gehen, bleiben für einen kurzen Plausch oder schlendern einfach durch die Beete und lassen ihre Blicke über den bunten Garten schweifen. Über Rhabarber und grüne Tomaten, über die Wildkräutersträucher und die ersten Knospen des kleinen Apfelbaumes, über den Bärlauch, der längst verblüht ist.

Es ist ein Nachmittag von beispielloser Ruhe und Entspannung, hier in der grünen Oase des Transition-Gemeinschaftsgartens in der Gräßlstraße nahe der Donau. Vor dem kleinen Häuschen sitzt Franz Lippert, einer der Gartenliebhaber der Gruppe, unterhält sich mit diesen und jenen Besuchern und erzählt, wie es überhaupt zu dem Projekt gekommen ist. Bevor die Idee eines »Gemeinschaftsgartens für Jedermann« entstand, wurde beispielsweise der Eiserne Steg begrünt oder an der Gesandtenstraße ein kleiner, aber gut bestückter Kräutergarten angepflanzt. Nach einigen Verhandlungen mit der Stadt wurde schließlich 2014 der Transition-Gemeinschaftsgarten gegründet. Beinahe 40 Quadratmeter ist er groß und bietet mit circa zwölf Beeten genug Platz für die klassischen Obst- und Gemüsesorten, aber auch für eher Unkonventionelles wie zum Beispiel Erdnuss-Pflänzchen.

Für Franz Lippert ist Urban Gardening ein soziales Projekt, das »kreuz und quer

durch alle Gesellschaftsschichten« verläuft und bei dem die sozialen Aspekte mindestens genauso wichtig sind, wie die gärtnerischen. Hier kann jeder für sich sein – in aller Ruhe seine Pflanzen gießen, das Unkraut jäten oder sich mit einem Stück des Bio-Vollkornbrotess stärken, das für alle zugänglich auf dem kleinen

»Jeder kann sich bei
uns ausleben.«

Tisch vor der hölzernen Hütte liegt, aber auch vom Konzept der »offenen Gruppe« profitieren. Es gibt Gartenfeste an lauen Sommerabenden, eine selbstgebaute Außenküche, um die Ernte gemeinsam zu genießen, und reichlich Sitzgelegenheiten, um nach getaner Arbeit ein kleines Pläuschchen zu halten. Im Gemeinschaftsgarten der Transition-Gruppe kann sich jeder ausleben; vom passionierten Gärtner über gestresste Städter, die einfach mal tief durchatmen und sehen wollen, wie die Sonne über dem üppigen Garten untergeht, bis hin zu Mitgliedern, denen der grüne Daumen vielleicht fehlt, die sich dann aber mit Leidenschaft den handwerklichen Aufgaben, wie zum Beispiel dem Verlegen von Bodenplatten oder der Energieversorgung widmen können. Ausreichend Grünflächen sind für das Leben im urbanen Raum unverzichtbar. Standen bei der Gartennutzung früher noch eher pragmatische Faktoren im Vordergrund, so ist es durch die zunehmende Urbanisierung umso wichtiger geworden, einen Raum für Erholung

zu schaffen sowie eine nachhaltige Anbauform zu entwickeln. »Hier im Transition-Gemeinschaftsgarten verzichten wir komplett auf Kunstdünger und Pestizide«, sagt Franz Lippert. Neue Wege auszuprobieren, auf den Anbau von Mischkulturen zu achten, um so den Boden zu schützen – das steht stattdessen im Vordergrund. Dass dadurch ab und an auch Schnecken Gefallen an Salat und Co. finden, ist dabei der Preis, den die Gartenfreunde für die naturbelassenen und nachhaltigen Produkte zahlen müssen.

Neben der Prämisse der Nachhaltigkeit gibt es beim Urban-Gardening-Projekt in Regensburg kaum Regeln für das gemeinschaftliche Gärtnern. »Bei uns stehen Ernte und Arbeit in gleichem Verhältnis«, sagt Franz Lippert. Dass beim Urban Gardening vieles auf gegenseitigem Vertrauen basiert, zeigt sich vor allem bei der Ernte: Das meiste wird gemeinschaftlich verzehrt oder nur in geringen Mengen mit nach Hause genom-

Im Zentrum:

Biologisch Gärtnern

men. Für alle verwaisten Pflanzen gibt es eine Art »Pflanzenklappe« vor dem hölzernen Eingangsgatter. Hier stehen sie, die Zimmerpflanzen, die keiner mehr haben will und warten auf einen neuen Besitzer. Auch bei der Wasser- und Energieversorgung setzt man hier auf Nachhaltigkeit und Recycling. Die gesamte Energie stammt von den selbst montierten Solarzellen auf dem kleinen Dach der

Holzhütte, die Wasserversorgung verläuft zum einen über eine Pumpe, die das Wasser direkt aus der nahe gelegenen Donau bezieht, zum anderen über einen Regenwassertank, und wird durch Pflanzen wie Schilfrohr, Wasserpfeffer und andere Sumpfgewächse auf natürliche Weise gefiltert.

Für Hans Krätschell, den Leiter des Gartenamtes der Stadt Regensburg, ist Urban Gardening insofern »eine neue Facette in der Grünflächennutzung als über Beteiligung der Bürger eigenverantwortlich öffentliche Freifläche gestaltet und genutzt wird«. Damit gehen eine bewusste Ernährung, der Wunsch, zu wissen, woher die Lebensmittel kommen und ein stärkeres Umweltbewusstsein einher. Laut Krätschell ist Urban Gardening als sol-

Lifestyle

Urban Gardening?

ches ein »weltweiter Trend, beziehungsweise eine Mischung aus verschiedenen Trends. Zum einen die Urbanisierung, also die Abwanderung der Menschen aus der Peripherie in die Städte und gleichzeitig aber auch der bestehende Wunsch, Landnutzung in der Stadt zu ermöglichen beziehungsweise erleben zu können.« Urban Gardening ist für ihn »ein Ausdruck von Lifestyle«, in dem viele Chancen für die Weiterentwicklung des Stadtbildes stecken.

Eine Stadt sollte sich, sagt Krätschell, nicht nur über den Stein, aus dem sie gebaut ist, über Verkehrswege oder kulturelle Veranstaltungen definieren, sondern auch über Stadtnatur und deren Nutzung, über städtische Gärten, Landschaft und vor allem über die Stadtökologie als solche. Von Lima über New York City bis nach Berlin und schließlich Regensburg - Urban Gardening bringt neue, frische Facetten in jede Stadtgestaltung; im Falle Regensburgs »sowohl als Bild als auch bildhaft als Zeichen dafür, dass unsere Stadtgesellschaft vielfältiger wird, als sie es vor zehn oder 20 Jahren war«, sagt Hans Krätschell.

Regensburg war damals noch eine überwiegend katholisch geprägte, konservative Stadt mit festen Wertemustern und ästhetischen Vorstellungen und hat sich seitdem, vor allem was Tourismus, kulturelle Gestaltung und Stadtökologie an-

geht innovativ gezeigt und entwickelt. Als »wahren Gesundheitsbrunnen für die Bevölkerung« beschreibt eine Gärtnerin des Stadtverbandes Regensburg der Kleingärtner e.V. die hiesigen Stadt-

Beauty Creates

gärten und erzählt von geplanten Kräutergärten im Stadtteil Burgweinting. Für sie ist das Regensburger Kleingartenwesen eine Form des Urban Gardening - jeder kann pflanzen, was er will, und ist in der Gestaltung und Handhabung der Grünflächen sehr frei. Die einzige Bedingung hierfür schreibt das Bundeskleingartengesetz vor: Mindestens ein Drittel der Gartenfläche sind für den Anbau von Obst beziehungsweise Gemüse zu nutzen, das zweite Drittel für Bäume, sowie Büsche und schließlich das letzte Drittel für Freizeitfläche.

Im Garten der Transition-Gruppe ist es ruhiger geworden. Birgit K., die eigentliche Gründerin des Gemeinschaftsgartens, betritt barfuß den Garten. Die junge Frau setzt sich mit Projekten und der Teilnahme an der Transition-Town-Bewegung für ein fortschrittliches sowie nachhaltiges Regensburg ein. Bevor die Idee für den Garten entstand, versuchte sie durch das sogenannte Guerilla Gardening die Stadt ein kleines bisschen grüner zu gestalten, triste Grünflächen zu bepflanzen und vor allem ein Zeichen zu setzen, denn: »Beauty creates«, so lautet das Motto der jungen Regensburgerin. Guerilla Gardening hat sich mittlerweile zu einer der modischsten Formen des Gärtnerns avanciert. Still und heimlich Pflanzensamen in der ganzen Stadt zu verteilen, triste Verkehrsinseln bunt zu bepflanzen - einerseits ist es der kleine Adrenalinkick, weil Guerilla Gardening offiziell eigentlich nicht erlaubt ist, aber auch das Gefühl, durch die Bepflanzungsaktionen etwas Sinnvolles zu tun, das diese grüne Bewegung so spannend macht.

Als »eine Schlacht, in der Blumen die Munition sind« bezeichnete es einst der Londoner Richard Reynolds, der als einer der Begründer der Guerilla-Gardening-Bewegung gilt. Für Birgit K. steht dabei die Nachhaltigkeit im Vordergrund: »Du fragst keinen, du hoffst nur, dass es sich aussieht.«

Egal ob bei nächtlichen Begrünungsaktionen oder gemeinschaftlich im Stadtgarten - das Schaffen und Nutzen von Grünflächen im urbanen Raum wird die Zukunft einer jeden Stadt mitbestimmen. Urban Gardening spielt dabei schon jetzt eine wichtige Rolle, denn es ist, wie Birgit K. sagt, »ein lebendes Konzept, das mit Liebe und Leben definitiv weiterexistieren wird«.

Wenn man sich im Transition-Gemeinschaftsgarten umsieht, mit der wärmenden Nachmittagssonne im Gesicht und umgeben von leuchtendem Mohn, üppigen Salat-Beeten und der schönen Stille der Natur, wird auch klar warum.

Sarah Marcinkowski (19), studiert Kunstgeschichte und Kulturwissenschaften und hofft, dass die Urban Gardening-Bewegung in Zukunft auch in ihre WG Einzug hält und der Rosmarin endlich länger als zwei Wochen überlebt.



Die Eisheiligen

Die Sonne scheint, das Thermometer klettert endlich über 20 Grad, Regensburg schwitzt – der Sommer ist da! Zwischen Uni, Domplatz und Jahninsel drängen sich die Menschen wieder vor den Eisdieleen und schlecken, was das Zeug hält. Aber wo gibt's wirklich gutes Eis in der Altstadt? Die Lautschrift hat Bauchschmerzen und Hirnfrost riskiert und sich auf eine heldenhafte Suche begeben.



Preis



Geschmack



Auswahl



Service



Ambiente



Unser Geheimtipp

Bewertung

5
4
3
2
1

Galerie

Kohlenmarkt 6

1,30€ kostet die Kugel hier. Das ist preislich ok, etwas größer dürfte sie aber trotzdem sein, finden wir.

Top! Kein künstlicher Geschmack, hier ist alles sehr natürlich, mit echten Fruchtstücken, Erdnüssen oder Schokosplittern im Eis. Das Eis wird komplett selbst gemacht, ohne Zusatzstoffe, wie der Chef persönlich versichert. Die Waffel könnte aber dennoch etwas besser schmecken.

Die Auswahl ist sehr groß, etwa 30 Sorten. Darunter finden sich aber wenige wirklich ausgefallene.

Der Service ist super, das Personal sehr freundlich. Da gibt's nichts zu meckern!

Die Sitzmöglichkeiten sind sehr bequem, das Abmiete ist auch toll – Hier kann man in aller Ruhe sein Eis genießen.

Die süße Abwechslung – Rosensirup-Zitrone-Limo

4.0

Gelini

Neupfarrplatz 2

Hier stimmt das Preis-Leistungs-Verhältnis nicht ganz: 1,70€ kostet hier die Kugel, nicht gerade studentenfreundlich. – Etwas zu klein ist sie obendrein.

Beim Geschmack haben wir insgesamt wenig zu kritisieren: Die Waffel könnte etwas besser sein und die Fruchtsorten schmecken ein wenig künstlich, Joghurtsorten sind dagegen sehr zu empfehlen!

16 verschiedene Sorten stehen zur Auswahl: fruchtig, ausgefallen, exotisch – für jeden was dabei! Zudem gibt's hübsch präsentierte Tages- und Wochensorten.

Hier geht's sehr hygienisch zu, das Personal trägt Handschuhe. Aber trotzdem kommt es uns so vor, als wäre die weibliche Bedienung zu männlichen Kunden ein wenig freundlicher gewesen als zu ihren Geschlechtsgenossinnen...

Direkt am Neupfarrplatz gelegen, genießt man sein Eis hier mit Blick auf den Dom. Schöner geht's eigentlich kaum!

Die Sorte »Milchreis« schmeckt überraschend lecker, Karamell und Joghurt-Passionsfrucht sind auch super!

3.2

Piccolo

Drei-Mohrenstraße 2

Eine Kugel kostet hier 1,30€. Besonders Hungrige werden aber belohnt: Für jede weitere Kugel gibt's Mengenrabatt!

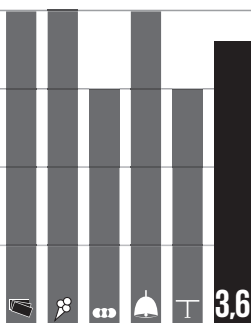
Der Geschmack ist natürlich und nicht zu süß, die Konsistenz ist super. Hier gibt's auch selbstgemachtes Bioeis!

Die Auswahl ist eher begrenzt, aber dafür gut gemischt. Es gibt auch sehr ausgefallene Sorten wie Strawberry-Cheesecake oder Joghurt-Basilikum.

Das Personal ist freundlich, die Wartezeit geht auch in Ordnung, aber das hängt natürlich auch immer von Tageszeit oder Wetter ab.

Direkt vor der Eisdielen leider wenige Plätze, aber der Bismarckplatz ist gleich in der Nähe.

Pistazie und Limoncello-Cake haben uns sofort überzeugt!



Stenz

Bismarckplatz 9

1,30€ kostet die Kugel hier, ist ziemlich groß und obendrein gibt's zu jeder Bestellung noch eine kleine Probierkugel gratis. Top!

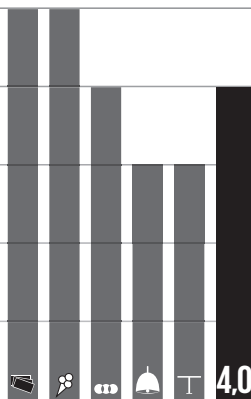
Alle probierten Sorten schmecken super natürlich und nicht zu süß. Die Konsistenz ist genau so, wie man sie sich wünscht!

Es gibt zwar »nur« zwölf Sorten, die sind dafür alles andere als langweilig: Karamell-Meersalz oder Joghurt-Honig-Walnuss findet man nicht alle Tage.

Das Personal ist sehr freundlich, aber Geduld muss man beim Stenz fast immer mitbringen: Die Wartezeiten sind hier meist wirklich lang.

Direkt an der Eisdielen sind nur sehr wenige Sitzplätze, aber zum Glück ist der Bismarckplatz mit großem Brunnen und vielen Sitzgelegenheiten nicht weit.

Joghurt-Erdbeere und Karamell-Meersalz haben's uns angetan!



Stella

Brückstraße 2

1,20€ kostet die Kugel Eis hier, der beste Preis in unserem Vergleich – das Preis-Leistungs-Verhältnis ist auch toll!

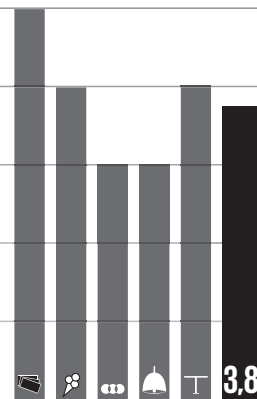
Hier gibt's geschmacklich sehr gutes Eis, das Aroma stimmt und natürliche Stückchen fehlen auch nicht!

24 Sorten werden angeboten, die meisten davon sind Klassiker. Ein paar ausgefallene und sogar vegane Sorten sind aber auch dabei.

Der Service ist gut, die Wartezeit hält sich auch in Grenzen.

Sitzgelegenheiten sind hier eher Mangelware, aber die Kulisse von Donau und Steirner Brücke ist natürlich einmalig!

Die Sorte »Sicily« schmeckt super. Allgemein gilt hier: Wählt die ausgefallenen Sorten – es lohnt sich!



Willkommen bei den Deutschen: Anpassung auf fremden Boden

Deutsche Organisation statt Improvisation, Händeschütteln statt Bussi auf die Wange, Bier statt Wein – wie gewöhnen sich französische Austauschstudenten an Deutschland? Mit heldenhaftem Humor- und Anpassungsfähigkeit, naturellement!

Text und Foto: Olga Lévesque und Lisa Tristan

Nach Deutschland umzuziehen und dort wirklich zu leben ist für Austauschstudenten eine Herausforderung. Obwohl die meisten aus anderen europäischen Ländern kommen, gibt es trotzdem starke Unterschiede. Hat man diese einmal überwunden, fühlt man sich wirklich wie ein Superheld – auch wenn es sich nur um kleine Details handelt. Dieses Gefühl hatten auch unsere Kommilitonen der Deutsch-Französischen Studien, die sich während ihres Auslandsjahres an vieles anpassen mussten.

Die deutsche Verwaltung und ihre Organisation ist das Erste, womit wir konfrontiert werden. Von einem Büro zum anderen wird man geschickt, um ein kleines Dokument abzugeben und jedes Mal läuft der Zirkus folgendermaßen: Wartezettel ziehen, warten, drankommen, zu einem weiteren Büro geschickt werden, nochmal Wartezettel ziehen und immer so weiter. Dafür ist es natürlich nützlich sich geographisch in der Uni orientieren zu können, was nicht jedem so leicht fällt. Die französische Partneruniversität Regensburgs in Clermont-Ferrand ist nämlich erheblich kleiner – ohne Straße, die unter dem Audimax durchführt, ohne See und ohne

Tunnel, die die Gebäude verbinden. Einmal diese organisatorischen Sachen erledigt, dachten wir uns, dass alles vorbei ist, aber nein, der Anfang des Sommerse-



mesters läutete die zweite Runde ein. Nach der schweren Etappe der selbstständigen Gestaltung des Stundenplans, ging es mit den Vorlesungen weiter. Die ersten Wochen waren sprachlich und methodisch sehr hart. Wir wollten alles mit-

der machte uns die Übung nicht unbedingt leichter. Darum war das Glücksgefühl umso größer, als wir zum ersten Mal merkten, dass wir tatsächlich unsere eigenen Mitschriften zum Lernen benutzen konnten.

An andere Arbeitsmethoden mussten wir uns auch anpassen. Das zeigt sich schon bei der Bildung von Referatsgruppen: In binationalen Teams brauchen die Deutschen Organisation und einen klaren Plan, wobei die Franzosen eher Kreativität zeigen und unter Zeitdruck effektiver arbeiten. Dadurch haben wir auch eine gewisse Kompromissfähigkeit entwickelt und nun sehen unsere Präsentationen viel professioneller aus – gefühltes Niveau: Ted Talks. Powerpoints, Handouts und Karteikarten sind keine Geheimnisse mehr für uns.

Begrüßung: Bise vs. Händeschütteln
Wie soll ich jetzt »Hallo« sagen? Diese Frage kommt jeden Tag vor, wenn man sich mit anderen Menschen trifft. Am Anfang schauten uns viele erstaunt an, als wir die Wange hinhielten. »Was will sie von mir?«, haben sie sich bestimmt gedacht. Diese

Gewohnheit sollten wir also vergessen und die Umarmung annehmen. Jedoch gibt es auch eine andere Möglichkeit sich zu begrüßen: das Händeschütteln. Daran

Begrüßung:

Bise vs. Händeschütteln

schreiben, aber im Endeffekt stand nur einen Haufen von zusammenhanglosen Sätzen und Wörtern auf unseren Blättern. Und dazu noch der bayerische Dialekt –

konnten wir uns leider nicht gewöhnen. Die Deutschen empfinden diese Art der Begrüßung als Standard, aber bei uns wirkt sie sehr formal und gefühllos. All diese verschiedenen Varianten sorgen anhaltend für Verwirrung. Aber eins ist sicher: Mit einem »Hallo« und einem schönen Lächeln oder auch einer diskreten Handbewegung kommt man immer gut an.

Auch wenn wir uns hinsichtlich Begrüßung und Sprache nicht immer einigen können, beim Feiern gibt es sicher keine Hindernisse mehr – das dachte sich jeder Austauschstudent bis er vor dem Bierregal des Supermarktes stand. Augustiner, Franziskaner, Pils, Helles, Weizen, Radler... Wie trifft man bei einer solchen Auswahl die richtige Entscheidung, ohne unsere deutschen Freunde zu enttäuschen? Tief durchatmen, im Endeffekt bleibt es doch keine lebenswichtige Entscheidung und mit Bier kann man nie etwas falsch machen.

Nächster Schritt: zur Kasse gehen. Da wird es aber sportlich! In Deutschland lässt dir die Kassiererin nämlich nicht die Zeit deine Einkäufe ordentlich einzupacken, sondern scannt alles so schnell wie möglich. Stichwort: Produktivität und Effektivität.

Mit Blick auf den Kassenzettel bemerkt man später, dass man viel mehr Geld ausgegeben hat als geplant. Es dauerte ein paar Monate, bis wir uns an das Pfandprinzip gewöhnt hatten. Die Flaschen nicht in den Gelben Sack zu werfen, sondern stattdessen zum Supermarkt zurückzubringen: für uns nicht selbstverständlich. Überhaupt war die Mülltrennung etwas ganz Neues. »Drei Tonnen für Glas, wo eine reichen würde, ist das nicht ein bisschen übertrieben? Papier und Plastik getrennt? Ach wirklich? Alles zusammenwerfen geht nicht?« Aber keine Angst, auch wir sind inzwischen Recycling-Profis geworden und werden versuchen das nach Frankreich zu exportieren. »Nur Bares ist Wahres«

150 Euro im Portemonnaie zu haben ist für einen Deutschen kein Thema. An seiner Stelle würde jeder Franzose in Panik geraten, denn so viele Scheine mit dabei zu haben ist undenkbar. So lange man seine Kreditkarte dabei hat, kann einem doch schließlich nichts passieren. Von dieser Devise verabschiedeten wir uns schnell, als wir nach Deutschland kamen.

Also immer ein volles Portemonnaie dabei haben! So vermeidet man es den Kellner zu verärgern, wenn man kein Trinkgeld hinterlässt.

Um sich diesen Spaß gönnen zu können, mussten sich einige von uns einen Nebenjob suchen. Sich verständlich

derrucksack in der Uni tragen: Damit würde jeder in Frankreich auffallen. In Deutschland gehört das jedoch einfach zur Unilandschaft. Eine Freundin von uns hat sich sogar irgendwann getraut ihre Haare pink zu färben. Ein Schritt, den sie in Frankreich nie gewagt hätte.

Nur Bares ist Wahres

auszudrücken, sich mit dem Kunden zu unterhalten und freundlich zu wirken, das heißt auch sich mit dem bayerischen Dialekt anzufreunden. Nach zehn Jahren Deutsch lernen kann man wieder komplett von vorne beginnen. Bayerisch ist eine eigene Sprache und im Alltag ist es nicht immer leicht, Jugendliche oder ältere Leute zu verstehen. Die Freude war also umso größer, als Leute uns erstaunt sagten, man höre es kaum, dass wir aus Frankreich kämen. Ein Höhepunkt war, als manche sogar meinten, dass wir bereits im Dialekt sprächen. »Servus, Grüß Gott, passt schon, pack mas«: Ist ja auch gar nicht so kompliziert! Unsere bayerische Akklimatisierung wurde erfolgreich abgeschlossen, als wir zum ersten Mal auf die Dult in unseren nagelneuen Dirndl gingen. Darauf waren wir richtig stolz.

Die Kälte im Winter wiederum brachte uns fast um und ließ Zweifel aufkommen, ob diese Akklimatisierung wirklich vollends gelungen war. Wir liefen schon ab zehn Grad mit unserer Winterjacke herum. Auch warme Schuhe mussten neu angeschafft werden, um nicht krank beim Arzt zu landen.

Apropos Arzt: Was für ein Spießrutenlauf! In Frankreich meldet man sich einfach bei der Sekretärin an und nach einer gewissen Wartezeit, wird man vom Arzt persönlich empfangen. In Deutschland läuft das alles nicht so kurz und schmerzlos. In einer einzelnen Praxis befinden sich ungefähr so viele Krankenschwestern und Assistenten wie Patienten. So wie bei der deutschen Univerwaltung wird man von einem Raum zum anderen geschickt, bis man irgendwann endlich drankommt. Die deutsche Organisation ist ja vielleicht weltweit berühmt, aber manchmal ist sie ein echtes Geduldspiel. Die Deutschen sind nicht nur sehr organisiert, sondern auch sehr tolerant. Blaue Haare, barfuß laufen, einen Wan-

Eine der größten Herausforderungen für einen Franzosen, der nach Deutschland kommt, ist seinen inneren Schweinehund zu überwinden und in eine Sauna zu gehen. Sich ohne komplett bedeckendes Badetuch einfach nackt hinlegen und entspannt mit anderen Leuten unterhalten. Keine Scham zu empfinden oder sich nicht beobachtet zu fühlen ist anfangs nicht leicht. Wer das überwindet, ist erstmal heilfroh und fühlt sich bald stark wie ein griechischer Gott!

Auch wenn die Unterschiede oft nur in kleinen Details liegen, können sie den Alltag gehörig durcheinanderwirbeln. Was ihr Studenten aus Regensburg als ganz normal empfindet, war für uns meist außergewöhnlich. Jedes Jahr kommen rund 1600 ausländische Studenten nach Regensburg, um die deutsche Kultur zu erleben.. Es gehört dazu einiges mehr als nur die Sprache perfekt zu beherrschen: Die Akzeptanz einer neuen Kultur mit ihren Vorzügen und Macken – und mit Humor fällt alles leichter. All unsere Erfahrungen haben uns die Augen geöffnet und werden uns helfen, Rücksicht auf ausländische Studenten zu nehmen, die in unser Land kommen. Trotz all der Mühe, die wir uns gegeben haben, um uns wie echte Deutsche zu verhalten, können wir über manches allerdings nicht hinwegsehen: Wir flippen immer noch aus, wenn hier jemand die Spitze des Käses abschneidet, einen Regenponcho trägt oder sich eine Weinschorle einschenkt.

Lisa Tristan (22), Olga Lévesque (20) studieren deutsch-französische Studien und haben gelernt die Deutschen und ihre Organisation zu lieben. Sie überlegen sich jetzt ernsthaft für immer in Deutschland zu bleiben.

Ihr kommt hier nicht rein – grenzenloses Feiern?

Text und Foto: Ludwig Spitaler

Regensburgs Partyszene wird größtenteils von Studenten beherrscht. Doch seit im vergangenen Jahr ca 2000 Flüchtlinge in die Stadt kamen, ist das Treiben noch heterogener geworden und bereichert zusätzlich zu den Erasmus-Studenten die Innenstadt. Denn auch Asylbewerber wollen natürlich das Nachleben zwischen Donau und Hauptbahnhof erkunden. Unbeschwert feiern gehen, mit Freunden etwas trinken und einfach tanzen: Für viele Geflohene war das in ihrer Heimat nur entfernter ein Traum. Aber problemlos verwirklichen, können sie diesen hier leider nicht immer.

Wirst du da schon mal drinnen?« Mit energischem Kopfschütteln quitiert der Halbstarke die Frage seiner Mutter, die im Vorbeigehen etwas skeptisch auf den Eingangsbereich des Beats-Clubs blickt. Ein verstohlener Blick zu seiner Freundin verrät das Gegenteil. Jedes Wochenende haben Jugendliche und Studenten die Qual der Wahl in der Regensburger Clubszene. Heute in die Scala, morgen in die Suite, vorher vielleicht noch ein Abstecher ins Da Silva. Doch gilt diese Selbstverständlichkeit für alle?

Tatsächlich sieht die Fassade des Beats bei Tag nicht besonders einladend aus, wohl eine Eigenschaft der meisten Diskotheken Regensburgs. Beim Anblick der schweren Eisentür wünscht man sich jemanden, der sie für einen öffnet. Andreas Schaffner wäre so jemand. Als Geschäftsführer und Chef des hauseigenen Sicherheitsteams gestattet oder verwehrt er wöchentlich zahlreichen Gästen den Einlass in den Beats-Club. Seit dieser im September 2015 seine Pforten öffnete, habe es nur einen einzigen Vorfall mit handgreiflichem Einschreiten seines Personals gegeben. »Wir versuchen immer zu einem Zeitpunkt tätig zu werden, an dem man verbal und friedlich auskommt und die Emotionen noch nicht so hochgekocht sind.«

Aus dem entspannten Typen in kurzer Jogginghose und Sonnenbrille auf dem Kopf spricht eine Menge Erfahrung im Nachtleben. Schaffner hat bereits einige Jahre in Berlin die Türen von Nachtclubs

gehütet, auf Pflastern wie Kreuzberg das Handwerk gelernt. An ihm und seinen Kollegen kommt vorbei, wer ein gepflegtes, sympathisches Äußeres mitbringt und keine größeren Verhaltensauffälligkeiten. Natürlich ist auch ihm klar, dass die wenigsten der Regensburger Feiwütigen, die sich nachts vor seinem Club in die Schlange zwischen den Bauzäunen einreihen, noch fahrtüchtig sind. »Aber mit einem freundlichen Auftreten, einer gewissen Nüchternheit, und vor allem auch ohne irgendwelche Alkoholika in der Hand ist hier jeder willkommen.«

Feiern gehen, aber wie?

Stirnrunzelnd und mit einem unsicheren Grinsen blickt Hussin den älteren Herrn an. Der redet gerade auf Bairisch auf ihn ein, möchte eine Zigarette oder Feuer. Auch für einen Einheimischen ist sein Zungenschlag sehr undeutlich. Sein älterer Bruder Mohammed steht ruhig daneben. Dass sie sich noch nicht problemlos verständigen können, kaschieren die beiden Iraker mit Freundlichkeit. Seit Oktober sind sie in Deutschland, und waren zunächst in einer Turnhalle in Regensburg untergebracht, nachdem der »IS«, oder »Daesh« wie sie ihn nennen, ihren Heimatort nicht weit von Bagdad erreichte. Inzwischen wohnen sie in Neumarkt i. d. Oberpfalz, wo sie die Schulbank drücken und Deutschkurse besuchen. Doch manches Wochenende schlägt es sie noch nach Regensburg.

Dort besuchen sie dann zum Beispiel ihren Freund Franz. Der 22-jährige Ingenieur hat ehrenamtlich als Helfer in der Erstaufnahmestelle in der Turnhalle gearbeitet und dort die beiden kennengelernt. Das ganze Wochenende haben Hussin und Mohammed in Regensburg verbracht, dabei stand auch Ausgehen auf dem Programm. Besonders Hussin, der leidenschaftlich gerne tanzt, ist Fan des Regensburger Nachtlebens. Doch allzu oft konnte er noch nicht direkt daran teilhaben. Mit Mohammed und Franz war er am Vorabend unterwegs, zusammen wollten sie in den SudClub direkt gegenüber vom Dom. Dort wurden die drei an der Tür abgewiesen. Begründung? Fehlanzeige. Als wäre es eine Wissenschaft in einen Club hineinzukommen, zählt Franz verschiedene Taktiken auf, die er mit der Gruppe Flüchtlinge probiert hatte, mit der er regelmäßig etwas unternahm, als alle noch in Regensburg wohnten. In Zweier-Gruppen mit etwas Abstand dazwischen, ein Deutscher, ein Flüchtling, mit Hemd und der Anweisung an alle, deren Muttersprache nicht deutsch ist, still zu sein, waren die gängigen Methoden. Doch meistens hieß es: Wird nichts. Dass er überhaupt solche Taktiken ausklügeln muss, empfindet Franz als mehr als denkwürdig. »Es kann ja irgendwo kein Zufall sein, wenn wir dann an zwei oder drei Clubs gleich abgewiesen werden, ohne dass irgendwer von uns besoffen oder unfreundlich gewesen wäre.«

Auch Theresa, die zusammen mit ihm in der Erstaufnahmestelle geholfen hat, kennt den Ablauf. »Oft wurde uns einfach schon von weitem abgewunken, beim Upper neben dem SudClub waren wir noch nicht mal die Treppe hochgegangen, da wurde uns schon gesagt: Ihr wisst, dass das nichts wird oder?« Hat Regensburgs Nachtleben ein Rassis-mus-Problem?

Verhalten vor Herkunft

Keineswegs, beteuert Andreas Schaffner. Zu ihm kämen sowohl viele Erasmus-Studenten, als auch Flüchtlinge in den Club. »Warum auch nicht«, sagt er, »was in deren Pass oder ihrer Aufenthaltsgenehmigung steht, interessiert mich überhaupt nicht, solange sie das nötige Alter für den Einlass erreicht haben.« Dann komme sowohl der Asylbewerber aus Syrien als auch der deutsche Assistenzarzt in seinen Laden. Einigen Besuchern auch aus anderen Ländern habe man natürlich schon mal die Hausregeln sowie das Benehmen vor der Tür, auf deutsch oder englisch erklären müssen: »Doch die Leute hat das nicht abgeschreckt, im Gegenteil. Ein paar, die es kapiert haben, gehören schon zu unserer Stammkundschaft.« Sollte der Einlass verwehrt werden, ist es Schaffner wichtig, den Leuten zu erklären weshalb. Das Erscheinungsbild als erstes Merkmal eines Menschen spiele dabei freilich auch eine erhebliche Rolle. Mit Jogginghose habe man keine Chance bei ihm, politische Statements auf T-Shirts seien ebenfalls problematisch, genauso wie Jungesell(inn)enabschiede mit übertriebenen Verkleidungen oder inakzeptablem Verhalten. »Es muss sich einfach jeder wohlfühlen. Das täte beispielsweise ein Hipopper auf einem Rockevent auch nicht.«

Verschiedenste Begründungen

Als eher Richtung Hipop könnte man den Kleidungsstil Mohammeds höchstens wegen seiner Cap beurteilen, die er aber anders als so mancher zum tatsächlichen Zweck gegen die Sonne gerichtet trägt. Ansonsten tragen beide Jeans und dunkle T-Shirts, sind weder besonders auffällig noch wie Couchpotatos gekleidet. Trotzdem wurden er, Hussin und

Franz nicht ins Beats gelassen, als sie dort vor einiger Zeit so aufkreuzten. Begründung: Zu hiphop-mäßig angezogen.

Irritierend sind aber vor allem die verschiedenen Argumente, mit denen Franz und Theresa, und damit auch ihre Begleitungen aus dem Irak, Syrien oder anderen arabischen Ländern, an ein und dem selben Abend konfrontiert werden. Zu viele Männer, falsche Klamotten, oder ganz offen: keine Flüchtlinge. Man wolle generell keine oder kriege Probleme wenn man sie reinließe wurde ihnen schon entgegnet, da hilft auch protestieren nichts. Hussin lächelt verlegen, Mohammeds Miene ist ernst.

Theresa ist mit ihrem Latein am Ende. Sogar Anfeindungen über Facebook musste sie über sich ergehen lassen, nachdem sie über die Problematik bereits einmal von regensburg-digital interviewt worden war. »Die Jungs bekommen das ja auch mit, die denken sich ja, warum sie jetzt nicht reingelassen wurden.«

»Weil ich bin dunkel«, sagt Hussin dann dazu. Der 22-jährige und sein sechs Jahre älterer Bruder wirken dennoch zuversichtlich. Oft gingen sie jetzt auch in Neumarkt in die Bahnhofsdisko, dort gebe es allerdings auch des öfteren Probleme.

Integration auch beim Feiern

In der Bar haben sich trotz des Feiertags am nächsten Tag nur etwa 20 Gäste eingefunden. Die Musik läuft auf halb acht, jeder schlürft etwas unbeteiligt an seinem Drink, als eine junge Frau aufgeregter in Richtung Türsteher läuft. Ei-

ner aus der Gruppe junger Männer, die seitlich neben dem Tresen stehen, habe etwas Beleidigendes zu ihr gesagt. Einem der Türsteher ist das recht. »Die hab' ich hier sowieso ungern«, sagt er nickend und bewegt sich auf die Gruppe zu. Fünf junge Männer mit arabischem Aussehen schickt er auf Geheiß der Dame hinaus, sie alle scheinen nicht zu verstehen, was sich gerade abspielt. Ob der junge Mann tatsächlich etwas Unangebrachtes gesagt hat, lässt sich nicht mehr feststellen, aber für den Türsteher scheint es ohnehin irrelevant zu sein. Unbeirrt bugsiert er die gesamte Truppe zum Ausgang, keine Diskussion.

»Wenn wir einmal drin waren, hat man uns noch nie wieder nach draußen gebeten«, sagt Franz. Aber weil einer aus der Gruppe nicht reinkam, haben sie dann trotzdem das ein oder andere Mal einen Club auch wieder verlassen und es woanders wieder probiert. Und das hätten sie auch weiterhin vor, denn jedes Mal, wenn sie hineinkamen seien die beiden Brüder und die anderen Flüchtlinge bei allen im Club gut angekommen, haben extrem viele Leute kennengelernt und eine unheimlich gute Zeit verbracht. »Und wie sollte Integration denn aussehen, wenn nicht so?«

Ludwig Spitaler (22)

studiert Politikwissenschaft, Französische Philologie und Ostslavistik. Er hatte noch nie Probleme in einen Club zu kommen – an seinem Verhalten kann das aber nicht gelegen haben.





Danke, Alex!

Über fünf Ausgaben hinweg hast du uns mit deinem fotografischen Talent unterstützt, über fünf Ausgaben hinweg hätten wir oft nicht gewusst, wer uns sonst so phänomenale Cover-, Portät- oder Artikelfotos hätte schießen sollen.

Deine Professionalität und besonders dein Perfektionismus, mit dem du dabei an die Sache herangegangen bist, hat uns immer wahnsinnig beeindruckt: Bis bei dir ein Cover im Kasten war, konnten da schon mal vier Stunden ins Land gehen - von Vorarbeit und Nachbearbeitung gar nicht erst gesprochen!

Umso weniger können wir verstehen, dass du dich nicht dazu entschlossen hast, deine Passion auch dauerhaft zum Beruf zu machen. – Uns hat's jedenfalls nicht gestört, hatte es doch für die Lautschrift durchaus sein Gutes, dass du dein Studium um das ein oder andere Semester verlängert hast...

Wir haben nicht mitgezählt, wie viele Fotos du in und um Regensburg und die Uni du für die Lautschrift geschossen hast, aber wir möchten dir für jedes Einzelne davon danken! Du hast diese Zeitschrift in den letzten Jahren geprägt und mit zu dem gemacht, was sie heute ist.

Jetzt müssen wir wohl oder übel ohne dich auskommen, auch wenn wir glauben, dass wir das in diesem Heft schon ganz ordentlich hinbekommen haben, oder was meinst du?

Sarah Marcinkowski, Ludwig Spitaler und Maximilian Stoib
im Namen der gesamten Redaktionen der vergangenen Semester





Regensburger Lieblingsorte

Platziert

Sonne, blauer Himmel und Vogelgezwitscher, das durch das offene Fenster tönt – ein perfekter Sommertag. Wer bei solchem Wetter Lust auf eine Fahrradtour hat, dem kann ich nur eins raten: Raus aus der Stadt, abauf's Land! Regensburg hat viel mehr zu bieten als nur eine schöne Innenstadt und besonders im Sommer lohnt sich ein Abstecher in einen der nah gelegenen Landkreise.

Mein bevorzugter Ausflugsort ist der Landkreis Neutraubling, der nur eine halbstündige Radtour von der Stadt entfernt ist. Schon auf dem Weg dorthin merkt man immer weniger von der Hektik Regensburgs, vor allem wenn man durch malerisch gelbe Rapsfelder und saftig grüne Wiesen fährt, spätestens aber dann, wenn man in einiger Entfernung auf bewaldeten Hügeln majestätisch die Walhalla thronen sieht.

Am Ziel ist man aber erst angekommen, wenn ein Schild einen fröhlich beim Guggenberger See begrüßt, der von Kennern liebevoll »Guggi« genannt wird. Jetzt muss man nur noch durch das kleine Wäldchen fahren, das den See umgibt, und schon wird man mit einer malerischen Aussicht belohnt: eine glitzernde Wasserfläche, auf der sich die Sonnenstrahlen spiegeln.

Man bekommt sofort Urlaubsstimmung, wenn man mit den nackten Füßen im Sand steht und vom See her eine frische



Brise weht, die sich mit dem Duft von Gegrilltem mischt.

Wenn man sich entspannen möchte, sollte man sich eine Decke mitbringen, abseits vom Strand ins Gras legen und einfach die Augen schließen, nachdem man sich davor ein Bad im kühlen See gegönnt hat. Für die sportlich Aktiven besteht immer noch die Möglichkeit tauchen, segeln, surfen oder Volleyball spielen zu gehen.

Wer Lust hat, kann sich die Zeit nehmen und einen Spaziergang um den See herum machen, jede Ecke hat ihre eigene

Atmosphäre und ist einen Besuch wert.

Mein absoluter Geheimtipp ist es, erst am Abend zu kommen, wenn die meisten Leute schon mit Sonnenbrand auf dem Heimweg sind, und den Abend gemütlich bei einem Lagerfeuer mit Freunden ausklingen zu lassen. So tankt man noch ein wenig Energie, bevor einen der Unistress wieder mit Vorlesungen, Klausuren und Seminaren packt.

Text und Foto: Martyna Smeda

Wir bedanken uns bei unserer Redaktion, die auch neben dem Studium mit tollen Ideen und großem Einsatz das Projekt »Lautschrift« online wie offline möglich macht, sowie bei unseren LayouterInnen, die mit tollem Blick fürs Detail und ihrer Kreativität dieses Heft erst zum Leben erwecken. Außerdem ein herzliches Dankeschön an die Schreibwerkstatt, unsere Fotoredaktion um Ronja Bischof und Hans Reimann, als auch an unser Covermodel Richard Fella.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder. Die »Lautschrift« stellt ihrem Selbstverständnis nach eine offene Plattform für alle Studierenden der Universität Regensburg dar und will einen Beitrag zur »Förderung der geistigen, musischen und sportlichen Interessen der Studierenden« (Art. 52 Abs. 4 BayHschG) leisten.



hausgemachte
Limonade
und Cocktails

Café Lila

Studentenfrühstück für 5,- Euro



Dr. med. dent. Tobias Lell

Allgemeinzahnärztliche Praxis in Regensburg



Bild: #61914758 | Urheber: © Syda Productions / Fotolia.com

Individuelle,
schonende Prophylaxe
Zahnerhaltung und
moderne Wurzelbehandlung
Laserunterstützte
Parodontosebehandlung
Zahnärztliche Chirurgie
Zahnersatz mit und
ohne Implantate

* Angebot gültig bis 30. Juni 2017.

Ein  für Schüler, Auszubildende und Studenten

Die beste Behandlung für deine Zähne

„Wir haben ein Herz für Schüler, Auszubildende und Studenten!“

Gesetzlich Versicherten bieten wir Sonderkonditionen für eine professionelle Zahnreinigung und für hochwertige Kompositfüllungen an.

Du erhältst bei Vorlage des Schüler- oder Studentenausweises 30% Preisnachlass*.

Öffnungszeiten

Mo 08.00 – 15.00 Uhr
Di 08.00 – 12.00 und 14.00 – 19.00 Uhr
Mi 08.00 – 12.00 und 14.00 – 17.00 Uhr
Do 08.00 – 12.00 Uhr
Fr 08.00 – 12.00 Uhr

Um telefonische Voranmeldung und Terminvereinbarung wird gebeten.



**Dr. med. dent. Tobias Lell &
Zahnärztin Raphaela Berto**

Augsburgerstraße 69
Ziegetsdorf – nahe Universität
93051 Regensburg
Tel. 0941 90238

